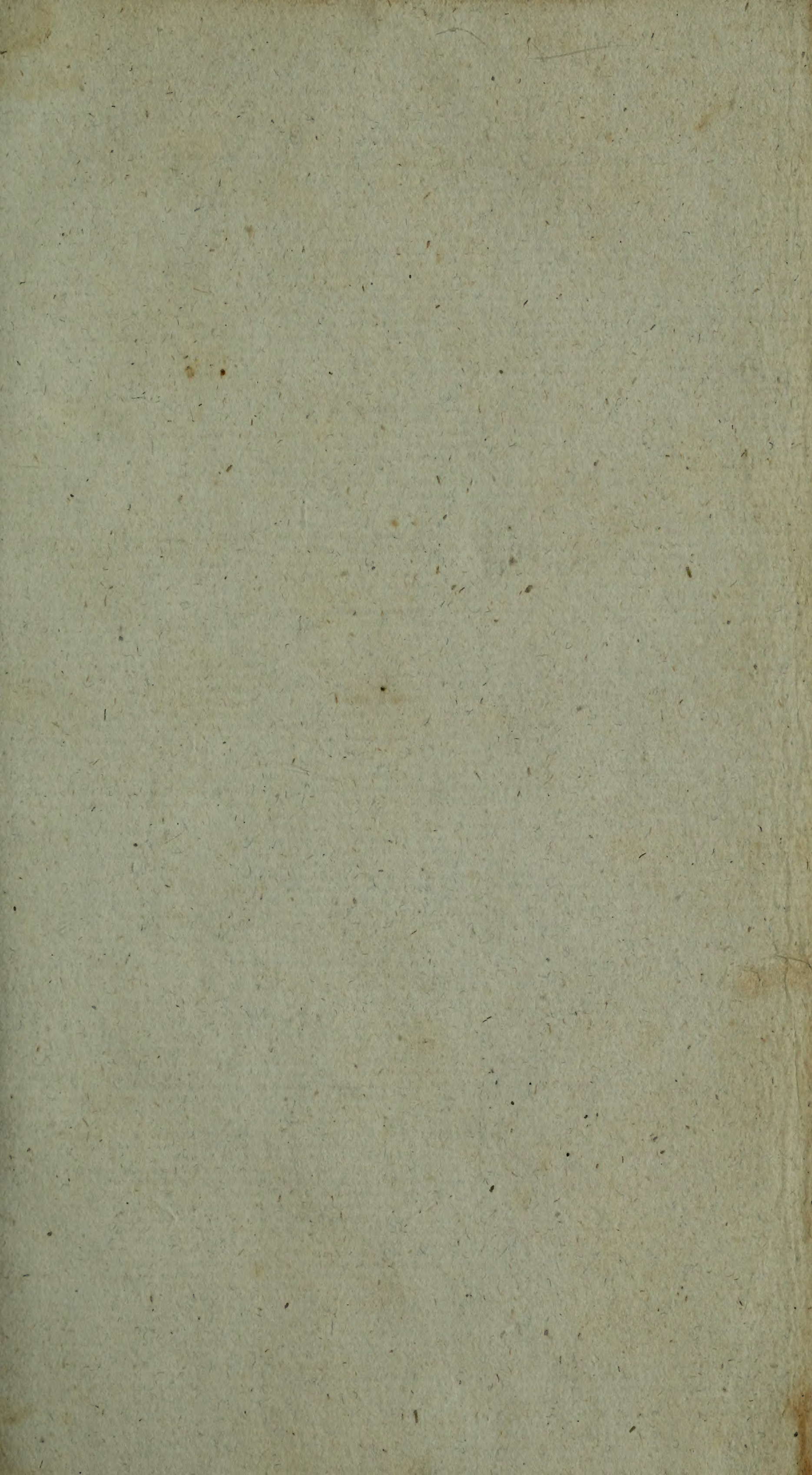
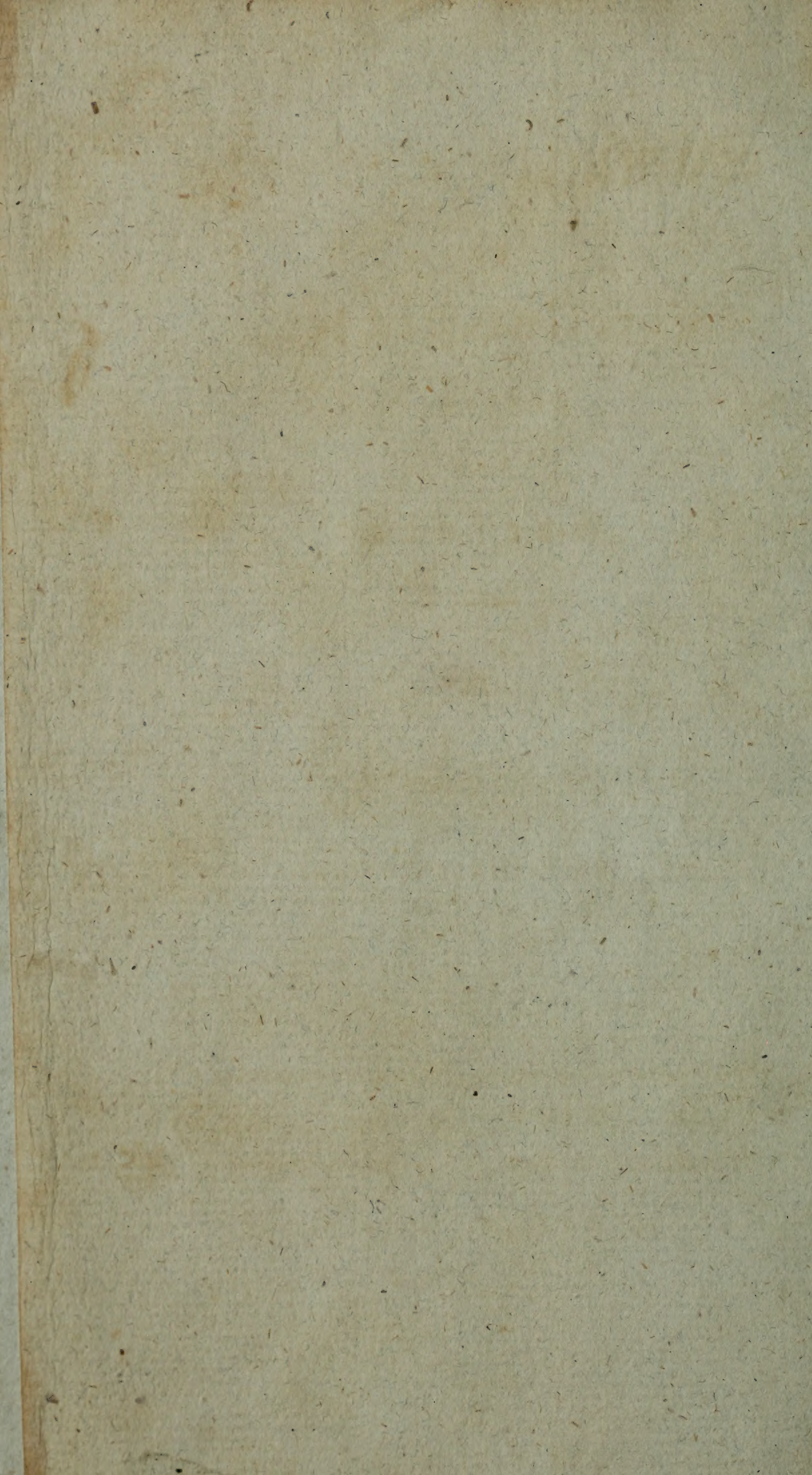






Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Zweyter Band.

Neue verbesserte Auflage.

Wien, 1820.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.





Leonore.

Von
Caroline Pichler,
gebornen
von
Greiner.

Zweyter Theil.

Neue verbesserte Auflage.

Wien, 1820.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.

Sieben und zwanzigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 14ten Jänner 1798 Abends.

Schilt mich, Ludwig! Lache über mich! Nenne mich einen schwachen Thoren. Ich verdiene es. O, was ist der Mensch, der hochgepriesene König der Natur, für ein elendes, armseliges Wesen, wenn ihn eine Leidenschaft beherrscht! Daß ich noch trauen, noch hoffen konnte! Ja, ich verdiene diese Züchtigung meines Schicksals, ich verdiene den unsanften Schlag, mit dem es mich endlich ganz aus dem Traume rüttelt, aus dem zu erwachen ich mich nicht entschließen konnte. Ich habe geheuchelt, dir und mir geheuchelt, und ich schäme mich vor mir selbst, vor meinem besseren Bewußtseyn, dieser schwachen kindischen Heucheley. Trotz alles dessen, was ich von Leonoren erfahren habe, war es meinem kraftlosen

Herzen nicht möglich, sich ganz von ihr zu reißen. Immer noch hoffte es, immer noch schwebte ihm die Möglichkeit einer Veränderung täuschend vor, und was ich dir auch von meinen Entschlüssen, sie aufzugeben, schrieb, es war nicht wahr; ich hoffte, das Feuer würde nicht brennen, die Nacht nicht finster seyn. Es war unmöglich, so was auch nur zu denken; meine Seele dachte es doch, und hing mit Macht an diesen Hoffnungen. Nun ist aber auch der letzte matte Schein verschwunden. O Ludwig! Ich schreibe mit blutendem Herzen: Leonorens Gemüth ist vergiftet, sie ist falsch, sie ist buhlerisch; und nun ist der letzte Faden zwischen ihr und mir zerrissen.

Ich will versuchen, ob ich meine Gedanken sammeln, und in das Chaos, das ich dir geschrieben habe, Ordnung bringen kann. Ich kam diesen Nachmittag von P**g zurück, wo ich meinen lieben Carl beynahe ganz hergestellt in den Armen seiner neubeglückten Familie verließ. Voll von süßen Bildern ehelichen und häuslichen Glückes lange ich an, kleide mich schnell um, und eile zu Schöndorf. Leonore empfing mich mit lebhafter Freude, mit süßer zutraulicher Zärtlichkeit.

Die Falsche! So war sie lange nicht mit mir gewesen, und ich Thor gab mich ihr hin! Arglos schwatzte ich mit ihr, wie in vergangenen Tagen, sie beredete mich mit ihrem unwiderstehlichen Zauber, auf's Schöndorfsche Piquenique zu gehen, das morgen seyn soll, sie hüpfte fort, und brachte mir das Billet. Wie reizend war sie in diesen Augenblicken! Wie täuschend wußte sie die Sprache der herzlichsten Liebe nachzuahmen!

Ich ahnete nichts. Hätte mich nicht selbst diese ungewöhnliche Zärtlichkeit aufmerksam machen sollen? Nun kam Wallner, und sein Betragen zeigte genugsam, daß meine Abwesenheit ihm ein Recht gegeben hatte, sich über Leonorens Vertraulichkeit gegen mich zu beklagen. Mein Blut fing zu kochen an. Endlich wurde eine Quadrille probirt, die morgen getanzt werden soll. Die jüngere Schöndorf bath mich, die Stelle ihres abwesenden Tänzers zu vertreten. Ludwig! Ludwig! Welch eine Quadrille! Wallner führte den Reigen, links stand die Valsin, rechts ein noch verächtlicheres Geschöpf, eine gewisse Herborn, die anerkannte Buhlerinn eines alten Grafen, deren Sündengehalt die ganze

Stadt zu berechnen weiß. Und unter diesen Geschöpfen, an Wallners Hand — meine? — nein — nicht mehr meine, seine Leonore. O, ich dachte rasend zu werden! Nach der unseligen Quadrille faßte ich den Entschluß, noch ein Mahl, und zwar zum letzten Mahl eindringend mit Leonoren zu sprechen. Ich that es, ich beschwor sie im Nahmen der Ehre, der Tugend, diese Quadrille nicht öffentlich zu tanzen, sich nicht vor den Augen der Welt in eine Reihe mit solchen Creaturen zu stellen. Sie schlug es aus. Sie wird tanzen, noch mehr, sie wird den Blumenstrauß tragen, den ihr Wallner geben wird, sie wird vor den Augen der ganzen Gesellschaft sich als seine Geliebte bekennen; denn außer der Herborn, die nun freylich nicht mit ihrem podagrischen Galan tanzen kann, ist alles gepaart. Leonore, Wallners Geliebte, seine erklärte Geliebte! Und ich? Ludwig! Ludwig! Alle Martern der Hölle wären Labung gegen die Qual, wenn ich morgen Zeuge dieser Quadrille seyn müßte! Ich habe das Billet zurückgeschickt. Vielleicht — o ich Thor, noch zu hoffen! — vielleicht, wollte ich sagen, erschüttert sie dieß, vielleicht tanzt sie nicht, vielleicht geht sie gar nicht auf den Ball. Wie thöricht! Sie wird gehen, sie wird nur de-

sto unbefangener seyn, wenn der lästige Beobachter nicht dabey ist. Darauf war ja die Quadrilleprobe und mein Mittanzen berechnet; denn das Billet mußte man mir doch anbiethen, aber verleidet mußte mir der Ball werden, darum ward das Bild des künftigen Abends schon heute vor meinen Blicken enthüllt. O, ich werde sie nicht stören! Und wenn sie nicht ginge? Wenn sie erschüttert und bewegt über ihre Lage nachdächte? Nein, nein, es ist nicht möglich!

Den 16. Morgens.

Sie ist gegangen, sie hat die Quadrille getanzt, den Blumenstrauß getragen, die ganze Nacht an Wallners Seite zugebracht, und — wir sind getrennt. Ich habe ihr diesen Morgen geschrieben. Wenn sie aus dem Schlafe nach dieser entzückenden Nacht erwachen wird, wird man ihr das Billet einhändigen. Jetzt bin ich ganz ruhig. Meine Maßregeln sind genommen. Hier bleibe ich auf keinen Fall; nur weiß ich noch nicht bestimmt, wohin ich reisen werde. Ich war die Nacht auf der Redoute, wohin ich unsern Freund, den guten Wiprecht, beschieden

hatte, der vorher auf's Schöndorfsche Pique-
nique ging, und mir versprach, um zwey Uhr
Nachricht zu bringen, wie es dort zugeht. Er
hielt Wort. Meine Tante war ebenfalls mit
Babetten auf der Redoute. Das war mir un-
gelegen, denn ich mußte das Mädchen eine gute
Weile führen, weil die Mutter zu müde war;
endlich ward ich sie los, und nun erzählte Wip-
recht. Es ist alles vorbey, es kann nicht anders
seyn, es bleibt kein Ausweg, wir sind geschieden.
Möchte sie recht glücklich werden! denn ihr Herz
war gut, und ist es vielleicht noch.

Acht und zwanzigster Brief.

Juliane von Schöndorf an Babette von Lessert.

*** den 17. Jänner 1798.

Nun ist der entscheidende Schritt gethan. Die Verliebten haben sich mißverstanden, gezankt, und geschieden, und, was das beste bey der Sache ist, er selbst hat die letzte Hand an's Werk gelegt, und den Abschiedsbrief geschrieben. So kann sie nun wohl, ohne ihrem Stolze zu vergeben, welchen ich in Bewegung zu setzen nicht ermangeln werde, nicht mehr zurück, und wenn es sie noch so bitter reuen sollte. Dieser Piquenique hat dem baufälligen Liebesgebäude den letzten Stoß gegeben; die gewissen Sträußer, und die Quadrille mit Wallnern und den zwey Damen haben Blums Eifersucht, seine strengen Grundsätze empört, und Lorchens kopfloses, widersprechendes Betragen hat den feindseligen

Eindruck vollendet. Sie sind getrennt, die Kluft ist eröffnet; meine Sorgfalt sey es, sie immer weiter und breiter zu machen, bis sie nicht mehr zu überspringen ist. Aus eben dem Grunde, und weil Personen, wie Leonore, außerordentlich an Förmlichkeiten hangen, die bey ihnen oft die Kraft von Zauberceremonien haben, will ich sie bereden, ihm Briefe und Portrait zurück zu schicken. Die Redlichkeit, welche sie Wallners gegründeten Hoffnungen schuldig zu seyn glaubt, und ihr beleidigter Stolz, da Blum ihr zuerst entsagte, werden mir helfen, sie zu diesem Schritte zu vermögen, nach welchem ihr die Rückkehr in ihre vorigen Verhältnisse eben so unmöglich scheinen wird, als die Rückkehr des gestrigen Tages. Und dann ist die Reihe aufzutreten an Ihnen. Aber ich beschwöre Sie, Ihre Sachen klug zu machen, und nicht etwa durch ein täppisches Zufahren und voreilige Schritte den ganzen Plan zu zerstören, und das Spiel eher aufzudecken, als die Parteyen so weit gebracht sind, daß sie nicht mehr zurück können. Es muß nichts dem Zufalle überlassen, kein Umstand unberechnet, keine Möglichkeit unbedacht bleiben. Blum hat Verstand, noch mehr, er hat Zartgefühl und Stolz. Nehmen Sie sich

alſo in Acht! Solche Männer ekelt nichts mehr an, als ein zuvorkommendes Betragen, und nichts macht ihnen ein Mädchen widriger, als wenn ſie merken, daß man Plane auf ſie hat, und ihnen etwas will. Das laſſen Sie ſich geſagt ſeyn, und richten Sie ſich darnach! Ja keine Coquetterie in dem gewöhnlichen Sinne! Keine Aufmerkſamkeit auf ihn! Zeigen Sie ſich eher zu gleichgültig, und vor allen Dingen bemühen Sie ſich, in Ihr Betragen ſo viel Anſpruchsloſigkeit, und in Ihre Denkart ſo viel Einfachheit zu legen, als Sie können! Jeder Schein von Falſchheit würde ihn auf immer von Ihnen entfernen. Beſonders aber ſuchen Sie ihm jede Spur der Gefallſucht zu verbergen, ſonſt iſt er verloren. Ich geſtehe, die Aufgabe iſt ſchwer; aber der Preis des Sieges belohnt die Mühe des Kampfs. Nur ſo kann Blum dahin gebracht werden, Erſatz für ſeinen, ihm jetzt gewiß äußerſt ſchmerzlichen, Verluſt zu finden, nur unter dieſen Bedingungen können Sie hoffen, ſeine Hand einſt zu erhalten; denn auf einen übereilten Schritt aus Trotz oder kleinlicher Rache dürfen Sie bey dieſem Manne nicht rechnen.

Wenn Sie nur nicht gar ſo weit von mir

wohnten! Wahrlich, meine Liebe, es war ein wunderlicher Einfall Ihres Vaters, das Haus in dem entlegenen Winkel der Vorstadt zu kaufen! Man kann Sie ja im Winter gar nicht besuchen, und zum Schreiben habe ich weder viel Lust noch viel Zeit. Ist es ihnen möglich, so kommen Sie morgen eine Stunde vor Tische herein; denn ich habe Ihnen noch manches zu sagen, was sich im mündlichen Gespräche weit besser mittheilen läßt. Lorchen ist von zehn bis zwölf Uhr bey ihrem Vormund, und wir sind also ungestört.

Neun und zwanzigster Brief.

Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

*** den 30. Jänner 1798.

Ich habe deinen Brief vom 15ten vor drey Tagen erhalten. Ich war nicht im Stande, ihn sogleich zu beantworten. Erst heute bin ich gefaßt genug, dir mit ruhiger Überlegung alles zu sagen, was in mir vorgeht, wie ich denke und fühle. Welcher Brief! Und zu welcher Zeit! Er hat mich unaussprechlich erschüttert. Aber Schwester! Es ist zu spät, auf jeden Fall, in jedem Sinne zu spät! Die schlechten Wege verzögerten seine Ankunft. Wäre er früher gekommen! — Doch nein! Keine Täuschung! Wäre er auch früher gekommen, die Sachen hätten keinen andern Gang nehmen können, als sie genommen haben. Es war der Gang, den sie nach allem, was geschehen war, neh-

men mußten. Es war voraus zu sehen, zu berechnen, daß die Bande gelöset werden mußten, die Eines von uns so ungern trug, und die es abzuschütteln nur die nächste Gelegenheit suchte. Ich glaube mit vielem Grunde, die Ursache zu kennen, die Blums unvorbereiteten Schritt veranlaßte, und diese Kenntniß läßt mich an keine Möglichkeit einer Rückkehr glauben. Es ist vorbey, und muß vorbey seyn, und ich darf, wenn ich nicht unredlich und unedel handeln will, mich nicht mehr bey dem Nachdenken über die Gründe, die jene Entscheidung herbeyführten, aufhalten. Du siehst, daß ich ganz kalt und ruhig über diesen Punct bin. Wahrlich, Schwester, ich bin ruhig! Ich habe ja genug gekämpft, gelitten, geweint, bis ich diese Ruhe errungen habe. Die vergangene Woche war eine schreckliche Zeit für mich. Jetzt ist auch das vergangen, und so wird noch mehr vergehen, was uns, so lange es künftig oder gegenwärtig ist, fürchterlich, unerträglich scheint. Es kommt, wir leiden unaussprechlich, endlich vergeht es doch wieder, und indessen recht viel solche Stürme kommen und vergehen, vergeht auch das Leben, und mit ihm all unser Elend.

Wallner macht sich mit Recht Hoffnungen

auf mein Herz, vielleicht auch auf meine Hand. Sein Betragen gegen mich war immer edel und sich gleich. Sein Vermögen ist ansehnlich. Ich weiß zwar, daß er vor einiger Zeit, wie die Meisten seines Standes, in einiger Verlegenheit war; aber seit dem Tode eines Großonkels, der ihm eine ansehnliche Summe hinterließ, sind seine Umstände ganz geändert. Es ist also nicht sehr wahrscheinlich, daß mein Vermögen, das doch, gegen das seine gehalten, in gar keinen Betracht kommen kann, so viel Werth in seinen Augen haben sollte, um ihn zu einer so langen, planmäßigen Verstellung zu bewegen. Warum soll ich also allen Umständen zum Trotze das Schlechteste von ihm glauben, das auch zugleich das Unwahrscheinlichste ist? Die Eitelkeit hat keinen Antheil an diesem Glauben, das versichere ich dich. Ich weiß nur zu wohl, daß Männerherzen sehr flüchtig, sehr schwer zu fesseln sind, und daß es einem treuen, aufrichtigen Gemüthe, wie meines, das sich offen hingibt, viel weniger gelingt, einen Mann fest zu halten, als einer schlauen Coquette, die bey Herzenskälte Gelassenheit genug besitzt, ihr Äußeres immer zu bewachen, die Seite ihres Charakters herauszukehren, die der Liebhaber gern sieht, und über ihre Fehler

und Schwachheiten einen künstlichen Schleyer zu werfen. Das weiß ich, Schwester, ich habe es nur zu sehr gefühlt, und fühle es noch; denn noch sind die Wunden nicht geheilt, welche die Kälte und Vernachlässigung eines Andern meinem Herzen schlug. Es kann auch wohl seyn, daß Wallner keinen Augenblick besser ist; es kann seyn, daß ihn jetzt Neuheit, äußerlicher Reiz, Ungewißheit und Schwierigkeit des Besitzes an mich fesseln, daß er, so bald er meines Herzens, das er bis jetzt noch immer mit einem Andern theilen mußte, gewiß ist, auch kalt werden, und mich vernachlässigen wird. Das ist alles nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich. Bis jetzt aber habe ich noch nicht Eine Klage über ihn. Er hat mich diese Zeit her, wo mein Gemüth in einer so traurigen Verstimmung war, mit so viel zarter Schonung, so viel freundschaftlicher Theilnahme, mit solcher Vermeidung jedes Scheines von Zudringlichkeit behandelt, daß ich mich ihm hoch verpflichtet fühle, und er sich unbestreitbare Ansprüche auf meine Achtung und Dankbarkeit erworben hat. Wenn einst mein Herz ruhig genug seyn wird, um seinen Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und er dann meine Hand fordern wird, werde

ich sie ihm gewiß geben. Glücklich werde ich nicht mit ihm seyn; aber wäre ich es denn mit jenem Andern geworden? Ist es mir überhaupt vom Himmel bestimmt, je glücklich zu werden? Ist es irgend einem Menschen bestimmt? Ich werde ruhig seyn; und das ist ja das Loos der Menschheit, der unauslöschliche Stempel, den jedes irdische Geschöpf, jedes Verhältniß trägt. Mittelmäßigkeit ist ihr allgemeiner Charakter, und jene Ideale von vollkommenem Glücke, oder überhaupt von Vollendung, leben nur in den schwärmerischen Herzen junger guter Menschen, ehe sie in die Welt treten, und ihr Geschlecht und die Verhältnisse kennen lernen. Ach mit welchen Hoffnungen und Erwartungen, trat nicht auch ich in die Welt! Wie leicht schien es mir, alle ihre Freuden mit den langgenährten Wünschen meines Herzens zu vereinigen! Welcher lachenden Zukunft sah ich entgegen! Noch ist kein volles Jahr verflossen, seit ich den einsamen Schauplatz meiner Jugendträume, meiner Mutter Haus, verlassen habe, und welche Erfahrungen habe ich gemacht! Wie bin ich von allen Seiten beraubt, arm, verlassen! Wie öde ist alles um mich! O, wo sind jene Bilder hin? Wohin ist meiner ersten Jugend stilles

Glück? — Versunken im Ocean des Weltlaufs, von kleinlichen Zufällen und Begebenheiten, wie von tausend Wellen, dahingerafft, auf ewig verschlungen! So stehe ich hier, und muß mit zwanzig Jahren wieder anfangen, nach einem neuen Plane zu leben, und alles um mich aus einem Gesichtspuncte zu sehen, wovon ich mir im Hause meiner unvergeßlichen Mutter nichts träumen ließ. — Du allein, dein Herz, deine Liebe sind mir aus jener goldenen Zeit, wo ich in der ganzen Welt nur gute Menschen und einfache Verhältnisse glaubte, aus jener Zeit warmer, niegetäuschter Gefühle übrig. Wie ein Stern aus besseren Gefilden der Ruhe strahlet deine liebevolle Theilnahme allein in die Nacht, die mich umgibt, herüber, und gibt mir Kraft, nicht ganz zu unterliegen. Wenn ich dich nicht hätte, Therese, was würde aus mir werden?

Was du mir von Julianen schreibst, ist größten Theils richtig. Sie ist, wie ich mit sehr vielem Rechte vermuthe, Babettens Vertraute, und vielleicht — ich wage diese lieblose Bemerkung nur gegen dich — vielleicht die geheime Unterstützerinn ihrer Absichten. Doch auch das ist bloße Vermuthung, aber hinlänglich,

mich noch mißtrauischer gegen sie zu machen. Übrigens scheint es, daß sie jetzt für sich selbst sehr hochfliegende Aussichten hat, und vielleicht bald heirathen wird. Graf Kelm, der Präsident und Geheimerath, von dem ich dir, wie ich glaube, schon einmahl geschrieben habe, scheint nicht ohne Hoffnung zu — lieben kann man wohl von solchen Verhältnissen nicht sagen, aber — sich um sie zu bewerben. Er hat zwar kein Vermögen, und ist über funfzig Jahre alt. Aber sie wird sich Gräfinn, Excellenz nennen hören, in Gesellschaften einen der ersten Plätze einnehmen, und in den Reichthümern ihres Vaters Quellen genug zur Führung eines glänzenden Hauses finden. Er bekommt ein reiches Weib. So sind beyde vergnügt. Und haben sie am Ende nicht Recht, Therese? Was ist häusliches Glück? Was ist die Seligkeit der Liebe? Ein Traum, der nur zu bald vergeht!

Schreibst du nicht selbst, daß kein Ehepaar lebt, das nicht über einander zu klagen hätte? Das schreibst du, deren Ehe mir oft als ein Muster häuslichen Glückes vorschwebte. Auch du hast zu klagen, du leidest vielleicht jetzt unaussprechlich durch die Krankheit deiner Kinder; und was habe ich zu erwarten? Darf ich wohl

murren? Darf ich mich nur im Geringsten wundern, wenn Wallner ganz, oder größten Theils dem Bilde entsprechen wird, das du von ihm entwirfst? Ich weiß es, ich werde nicht mehr glücklich seyn; kein Mensch ist es, weil es kein Glück auf Erden gibt.

Sieh, Therese, dieser Gedanke, so trostlos er dir scheinen mag, gibt mir Muth, Festigkeit, ja eine Art von Trost. Ich möchte das Schicksal herausfordern, mich noch elender zu machen, als ich schon war, und einst zu werden mir ohnedieß vorstelle. Ich bin ruhig. Das ist's, was ich wünschte, und das ist das Höchste, was der Mensch wünschen sollte.

Und nun lebe wohl, Therese! Denke recht oft an mich! Bethe für mich, daß der Himmel mir die gegenwärtige gefaßte Stimmung erhalte! Ich hoffe in deinem nächsten Briefe zu hören, daß deine Kinder wieder wohl sind. Grüße sie alle herzlich von mir, so wie auch deinen schätzbaren Gemahl, und vergiß und verlaß nicht deine getreue Schwester.

Dreyßigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 9. Februar 1798.

Nun ist alles vollendet, jedes Band gelöset, jedes noch so leise Verhältniß zerstört! Ich habe Briefe und Portrait zurückgesendet, und die meinigen in einem verbindlichen Billet wieder bekommen. O mein Gott! Ein verbindliches Billet! Wie ruhig, wie kalt muß es in dem Herzen seyn, das in einem solchen Falle verbindlich schreiben kann! Therese! Dir darf ich's gestehen, in deinen Schwesterbusen darf ich die Thränen weinen, welche die übrige Welt nicht sehen, nicht einmahl ahnen darf! Der Ton dieses Billets hat mich unendlich geschmerzt, er hat mir den ganzen Abgrund meines hoffnungslosen Unglücks gezeigt. Sieh, wenn nur die geringste Erbitterung, der versteckteste Vorwurf darin zu finden gewesen wäre, es hätte

mich einiger Maßen getröstet. Aber so? Ich habe es wohl zwanzig Mahl gelesen, und nie etwas anders als Artigkeit darin finden können.

Und was hätte es dir genützt, höre ich dich fragen, wenn du aus dem Billet auf eine noch nicht ganz erloschene Liebe hättest schließen können? Ach Schwester! Weiß ich's denn? Weiß ich überhaupt, was ich wünschen oder fliehen soll? Es ist überall Nacht um mich, und vor mir, auf meiner Zukunft, die grauenvollste. Es hätte mich beruhiget, es hätte mich getröstet, wenn ich gefunden hätte, daß mein Andenken in seinem Herzen lebt, daß ich ihm nicht ganz fremd, ganz gleichgültig bin! Ganz fremd! Ihm, mit dem meine Kindheit, meine Jugend, unter welchen Hoffnungen! verfloß! — Doch stille! Wecke die schlafende Schlange nicht auf, die im innersten Herzen liegt, und, wenn sie wacht, mit verzehrendem Schmerzen nagt! — Ein anderer, treuerer Freund hat gegründete Ansprüche auf meine Achtung und Dankbarkeit. Ihm muß jedes ähnliche Gefühl gewidmet seyn; und dieß war auch die Ursache, warum ich Briefe und Portrait zurückgab. Ich bin es Wallnern schuldig, redlich mit ihm umzugehen, keinen Gedanken an einen Andern mehr Raum in meiner

Seele zu geben, und alles zu entfernen, was diese Gedanken nähren könnte.

Wenn ich überdieß bedenke, daß Blum — ach, diese Vermuthung ist nur zu wahrscheinlich! — eine Andere liebt, und daß ich um dieser willen so plötzlich verlassen wurde: fordert es dann nicht ein nie zu verletzendes Zartgefühl, dem Manne, der bereits in neuen Verhältnissen lebt, alle Erinnerung an die alten, so viel als möglich, zu benehmen? So wie ich Wallnern diese Redlichkeit schuldig zu seyn glaube, mit eben so vielem Rechte kann Fräulein Lessert sie von Blum fordern. Er als Mann könnte nur durch eine Aufwallung von Zorn oder Eifersucht veranlaßt und entschuldiget werden, wenn er diesen Schritt zuerst thäte; und — ach Therese, er zürnt nicht, er ist ja kalt und höflich! So mußte denn ich es thun; es war unausweichlich. Aber, Therese, es hat mich viel gekostet! Wie gern hätte ich nur Einen, einen einzigen Brief zurückbehalten, um nur einst sagen zu können: So ward ich geliebt! Ich durfte nicht. Die Briefe sind numerirt; er hätte den Abgang merken können. Aber wohl zwanzig Mahl habe ich sie in's Couvert und wieder heraus gelegt, und mit meinen Thränen benetzt, bis Juliane eintrat, und

meine Beschämung und ihr gebietherisches Wesen mich drangen, ein Ende zu machen. Nun wird sie vielleicht Babette lesen! Sie wird sie fordern; dazu ist sie eitel und unzart genug, so wie ich sie kenne. Und er wird nicht den Muth haben, es ihr abzuschlagen; denn Männer, die gegen zutrauensvolle Weiber kühn und despotisch handeln, gehorchen gern und sclavisch der feinen Coquette, die sie an dem Köder ihrer schlauen Zurückhaltung hinzuhalten weiß. Wer ein Mädchen, wie diese Babette, lieben kann, der muß ihr auch unterwürfig seyn. Bald, bald möchte ich mit meiner armen Nahmensgefährtinn, mit Fiesco's unglücklicher Leonore, ausrufen: Ich habe meinen Fiesco nicht verloren, oder ich habe nichts an ihm verloren! Leb wohl!

Ein und dreyßigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 10. Februar 1798.

Mein Entschluß ist gefaßt, Ludwig! Ich gehe nach England. Du weißt, daß meine Geschäfte diese Reise längst gefordert hatten. Ich konnte mich nur nicht entschließen, fortzugehen; denn ich konnte den Gedanken, mich schon wieder von Leonoren zu trennen, nicht ertragen. Jetzt kann ich es. Sie hat mir's sehr leicht gemacht. Vorgestern hat sie mir Briefe und Portrait zurück gesandt, und sich die ihrigen ausgebethen. Nun ist jede Förmlichkeit beobachtet, und sie ganz Wallners. Man spricht in der Stadt von diesem neuen Verhältnisse, als von etwas vollkommen Sicherem; man sieht sie überall beysammen, an seinem Arme geht sie in der Redoute, bey jedem Balle ist er ihr Tänzer, auf Spatziergän-

gen folgt er ihrem Wagen zu Pferde oder in seinem Whisky. Nach Ostern soll, wie man sagt, die Vermählung seyn. Das ist schnell — bey Gott! sehr schnell; aber es ist um so besser, um so natürlicher. Wer so bald lange getragene Bande vergessen konnte, warum soll der nicht eben so fertig seyn, neue zu empfangen und fest zu knüpfen? Sie hat Recht; und ich wäre ein Thor, mich über Ereignisse zu wundern, die nichts, als unausbleibliche Folgen vorhergehender bekannter Handlungen sind. Baronesse Wallner! Meine — nein, nicht mehr dieß Wort! — Leonore Brandner, die Gespielinn meiner Kindheit, die Geliebte meiner Jugend, einst die Gefährtinn meines ganzen, o wie seligen Lebens! — Wie war das, Ludwig? Habe ich geträumt, oder träume ich jetzt? O nein, nein, ich bin völlig wach und ganz nüchtern, um in dieser nüchternen, kalten, klugen Welt alles so deutlich und klar zu sehen, daß mir die Augen darüber vergehen möchten.

Es ist gar vieles, was sich vereinigt, mich fortzutreiben, und mir *** zur Hölle zu machen. Meine Schwester will mich von meiner Leidenschaft heilen, sie will mich vergessen lehren. Lachest du nicht, Ludwig? O, ich würde auch la-

chen, wenn ich nicht der Tollheit näher wäre, als der Ruhe! Mich heilen, mich vergessen lehren! Diese Menschen, die sich gar keinen Begriff machen können, wie man etwas anderes, als seine Bequemlichkeit und Ordnung lieben kann, die jede lebhafte Regung ängstlich vermeiden, weil sie sie aus dem lieblichen Gleichgewicht bringen könnte, in dem sie sich mit thierischer Behaglichkeit wiegen, und die Liebe und Ehe für nichts anders, als eine vernünftige Speculation ansehen, diese Menschen wollen sich vermessen, das Ding, das sie kaum vom Hörensagen kennen, das menschliche Herz, ein liebendes, ein zerrissenes Herz zu behandeln! Doch darf ich ihr nicht zürnen; denn sie meint es im Grunde gut mit mir, und dieser Zwang, den ich mir anthun muß, macht meine Lage bey ihr noch peinlicher.

Wenn ich dann geärgert, und doch unfähig, meinen Unwillen gegen sie ganz zu zeigen, von ihr zur Tante eile, da empfängt man mich seit meiner entschiedenen Trennung von Leonoren mit einer Zuvorkommung, einer Gefälligkeit, einem zuthunlichen Wesen, das mich empört und zurückstößt. Babette ist mir vollends unausstehlich geworden. Sie scheint eine

Rolle zu spielen, die ihr zu schwer ist. Bald will sie sanft scheinen, und schnell kehrt die Natur zurück, und mit ihr Eitelkeit, Coquetterie und alle Thorheiten gewöhnlicher Mädchen. Ich sehe es, daß man Plane auf mich hat. Glaube nicht, daß ich läppisch genug wäre, mir so etwas einzubilden, oder gegen jemand auf der Welt als gegen dich, dessen zu erwähnen. Auch weiß ich, daß alle diese niedrigen Bewerbungen nicht mich, nur mein Geld gelten. Könnte ich durch einen Zauberschlag mich auf einmahl vor ihren Augen arm erscheinen machen: o der gestreichelte, geschmeichelte Cousin, der gute, theure Ferdinand würde bald zu dem unbedeutendsten Geschöpfe herab sinken, man würde sich nicht mehr auf alte Zeiten berufen, und nicht mehr so viel Anspielungen auf längst zerrissene and vergessene Verhältnisse machen, die man nur zu gern aufwärmen möchte. So vertreiben mich Eigennutz, und Gefühllosigkeit aus der einzigen Familie, an der mein einsames Herz noch hing. Ich kann nicht bleiben, ich kann weder mit meiner Schwester, noch mit meiner Tante umgehen; ich muß fort, und hoffe wenigstens durch diesen Schritt alle Plane der Letztern und ihrer Tochter zu zernichten.

Was ich in England mache? Ich werde Geschäfte treiben, mir recht viel zu thun machen, und so unglücklich seyn, wie hier. Das weiß ich! Aber kann ich anders? Bleibt mir ein anderer Weg übrig, um dem Anblick von Leonoren in Wallners Armen und den Verfolgungen meiner Verwandten zu entgehen? Bedaure mich, Ludwig! Aber versuche nicht, meinen Entschluß wankend zu machen! Bald bin ich bey dir; denn bevor ich den Continent verlasse, muß ich noch ein Mahl an deinem Herzen ruhen. Gern möchte ich auch noch Friedberg besuchen, diese guten geraden Seelen, und meinen Pathen umarmen; aber mir graut vor ihren Fragen um Leonoren und unsere Verhältnisse, und vor den Erörterungen, die ich ihnen zu geben habe. Schreiben werde ich ihnen noch, und dir empfehle ich sie. Alles, was sie sonst mit mir in Geschäften, in Geld- und Familien-Angelegenheiten verkehrten, sollen sie jetzt mit dir abmachen. Ich weiß, daß du meine Stelle als Bruder vertreten wirst. Auch meinen Carl will ich noch ein Mahl sehen, und dann fort, auf lange — lange!

Zwey und dreyßigster Brief.

Baron Wallner an den Grafen Feldern.

*** den 13. Februar 1798.

Wünsche mir Glück, Bruder! Der wichtigste Theil meines Planes ist ausgeführt, mein Gegner aus dem Sattel gehoben, und ich alleiniger und unumschränkter Gebiether in dem empfindsamen Herzen meiner schönen reichen Erbinn. Wie das so schnell und so ganz nach Wunsche gehen konnte, begreifst du gar nicht. Nicht wahr? Ja, aber es war auch Wallner, der diesen Plan entworfen, und seinen Witz, seine Talente aufgebothen hatte, um ihn durchzusetzen! Manches hat indessen der Zufall gethan, vieles die Bosheit oder Ungeschicklichkeit mitinteressirter Personen, das Meiste Leonorens Unselbstständ-

digkeit, und mein Verstand. Nun muß ich aber, so bald als möglich, der Comödie, im eigentlichen Sinne, ein Ende zu machen suchen; sonst — beym Teufel — falle ich noch aus meiner Rolle, die mir anfängt sehr beschwerlich zu werden, und die ich noch länger zu spielen mich unvermögend fühle. Es ist doch eine gar zu verdrießliche Lage, wenn man so wider seine Natur handeln, und immerfort einen Charakter behaupten muß, der dem unsrigen vollkommen entgegen gesetzt ist. Doch laß sie nur erst mein seyn, und ihr Vermögen sich in meinen Händen befinden, dann soll mich die Rolle auch keinen Augenblick länger drücken. Aber wundern wird sie sich, staunen, und wohl auch jammern wird sie, wenn auf einmahl — le masque tombe, l'homme reste, et le heros s'evanouit — aus dem zartfühlenden, empfindsamen, ehrfurchtsvollen Seladon ein ganz gewöhnlicher Ehemann, aus dem Grandison ein Lovelace werden wird. Weißt du, daß ich mich ordentlich auf den Zeitpunct freue, und nicht bloß, weil ich mich dann wieder ordentlich bewegen und betragen kann, sondern weil ich mir von ihren Geberden dabey einen ganz besonderen Spaß verspreche? Wenn er nur

erst da wäre! Aber hat mir so viel gelungen, so wird mir der Überrest auch nicht fehlen.

Der aufgebrachte Liebhaber hat mir trefflich in die Hand gearbeitet. Wahrlich, wenn ich bedenke, daß er sich zuerst so ungeschickt gegen sie benahm, daß er so gar keine Geduld hatte, daß er zuletzt selbst alle Bande zerriß, und ihr den Abschied gab, ja, daß er mir jetzt noch den unaussprechlichen Gefallen erweiset, sich freywillig zu verbannen und nach England zu gehen, so kann ich sagen, daß nicht bald ein Mensch auf der Welt ist, dem ich, zwar ohne sein Wissen und Wollen, aber dennoch im Grunde so viel Dank schuldig wäre, als diesem armen Teufel. Nun, ich bin auch nicht undankbar gewesen. Was an mir lag, habe ich treulich gethan, um ihm seinen Verlust zu ersetzen, und durch Julianen ihm statt Leonoren seine Cousine, die wahrlich kein unebenes Lärvchen hat, in die Hand zu spielen. Daß er sie nicht nimmt, ist nicht meine Schuld; genug, wir sind quitt, und ich meine, daß auch das zarteste Gewissen nichts mehr an mir zu fordern haben könnte.

Solltest du wohl glauben, daß mein Verdacht, die stolze Juliane sey nichts weniger, als unempfindlich, und ihr Herz habe nun endlich

einmahl seinen Beherrscher gefunden, der das Heer der von ihr gemißhandelten Anbether, (worunter, wie ich glaube, auch du in deinen glänzenden Zeiten gehörtest) rächen wird, sich immer mehr bestättigt? Und dieser glückliche Sterbliche, dieser zweyte Alexander — ist niemand anders, als mein oft berührter Nebenbuhler, Herr Ferdinand Blum, der theils durch seine Gestalt, vielleicht aber noch mehr durch seine abenteuerliche Denkart, die dem wunderbaren Mädchen eine willkommene Erscheinung war, ihre Einbildungskraft, und durch diese ihr Herz gefangen hat. Das ist nun freylich der sicherste Weg, einem Weiberherzen beyzukommen. Der kluge Mann geht ihn absichtlich, der Schwärmer, ohne es zu wissen; beyde aber erreichen sicher ihr Ziel. Indessen theilt Blum diese Gefühle, die er einflößt, nicht im Geringsten; ja ich glaube, er hat auch nicht einmahl eine Ahnung davon, so wenig als Leonore, die in ihrer Arglosigkeit in jede Schlinge ging, welche die listige Nebenbuhlerinn ihr legte. Glaube indessen nicht, daß das sehr ungeschickt von Lorchen, oder ein Zeichen ihres wenigen Verstandes war. Verstand hat sie genug, nur gar keine Erfahrung, und noch weniger Menschen-

kenntniß. Auch muß man Julianen so genau kennen, als die Valsin und ich, um ihre Niederlage zu bemerken. Wir sind vielleicht die einzigen von allen Menschen, die sie umgeben, welche ihr auf die Spur gekommen sind; aber wir unterhalten uns auch köstlich mit unserer Entdeckung. Seit es bekannt ist, daß Blum nach England geht, ist Julianens Laune unausstehlich. Es scheint also, sie habe noch immer auf ihn gehofft, und ihre Absichten mit der Lessert seyen nichts, als eine künstliche Maske, eine Art Diversion, die sie dem Feinde machen wollte, gewesen. Wie dem auch immer sey, der Plan ist gescheitert, und Julianens harter, unfreundlicher Charakter ist seit dem Augenblicke noch härter und unfreundlicher geworden. Gnade Gott dem Manne, der sie bekommt! Und doch drängen die hungrigen Wichte sich in Schaaren um sie oder ihr Geld! Nein, Feldern, das kann ich behaupten: ich brauche Geld, ich muß ein reiches Weib haben; aber an eine solche Xantippe, wie Juliane in der Ehe sicher werden muß, würde ich meine Freyheit nicht verkaufen, und wenn sie so viel Geld besäße, als sie schwer ist.

Kelm, du kennst ihn, scheint das Wagestück dennoch bestehen zu wollen, und wirklich unter

allen Männern, die ich kenne, ist keiner, der es noch mit so viel Hoffnung eines glücklichen Erfolgs könnte, als er. Seine Finanzen sind zerrüttet, wie denn das mehreren ehrlichen Leuten geschieht. Er braucht Julianens Geld, und Madame Hellmann, die noch immer die unumschränkte Gebietherinn seines Herzens und Hauses ist, wird der stolzen Juliane die Wage halten. So gehts noch leidlich. Aber nun Adieu, Brüderchen! Mein Brief ist lang; es ist Zeit, daß ich abbreche, und zu Schöndorf eile, wo ich meine Göttinn sehen werde.

Drey und dreyßigster Brief.

Juliane von Schöndorf an Babette Lessert.

*** den 13. Februar 1798.

Ist es wahr, daß Blum verreiset, daß er nach England gehet, daß er lange nicht, daß er vielleicht nie zurückkehren wird? Ist es wahr? O, wenn es wahr ist, dann, nehmen Sie mir nicht übel, ist Niemand daran Schuld, als Sie. Es ist ein untrügliches Zeichen, daß Sie weder genug Feinheit noch genug Macht über ihn hatten, um ihn von diesem Schritte abzuhalten. Wenn er fortgeht, dann ist alles verloren, jede Hoffnung zernichtet, und Sie mögen selbst sehen, wie Sie dann Ihren Plan durchsetzen wollen, an dem ich ferner keinen Antheil nehme.

Es ist mir schlechterdings unmöglich, Sie heute zu besuchen. Der Weg ist allzu weit, das

Wetter allzu schlecht, und meine Geschäfte zu dringend. Antworten Sie mir also nur in ein baar Zeilen — Ja oder Nein — und auf welche Veranlassung. Sollte es wahr seyn, so muß es Leonoren so lang als möglich verborgen bleiben; sonst bringen Angst und Schrecken, ihn zu verlieren, einen gähen Entschluß in ihr hervor, und die Überraschung des Augenblicks thut, was Überlegung und Vernunft nicht konnten. Sie darf es nur dann erfahren, wenn es schon zu spät ist, wenn alle Anstalten gemacht sind, und der Schritt nicht mehr zurück zu thun ist. Dafür zu sorgen, wird meine Sache seyn; die Ihrige ist jetzt, mich von allem schnell, genau und verläßlich zu unterrichten, damit ich meine Maßregeln darnach nehmen kann. Leben Sie wohl!

Vier und dreyßigster Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desençay.

*** den 15. Februar 1798.

Mein Plan ist gemacht. Ich werde heirathen, denselben Grafen von Kelm, von dem ich Ihnen schon einmahl schrieb. Ich werde unglücklich seyn an seiner Seite, an der Seite eines jeden Mannes; darum ist's gleich viel, wem ich meine Hand reiche. Aber heirathen will, und muß ich. Warum? Ihnen das zu schreiben, ist nicht möglich. Ich kann dieß gefolterte Herz unmöglich in seine kleinsten Fasern mit grausamer Genauigkeit zerlegen, um alle Warum und Wie haarklein zu demonstriren. Genug, ich muß, und es ist traurig, daß ich muß! Ich werde elend seyn. Der Flitterstaat,

der mich umgibt, wird ein wundes Herz verbergen; aber niemand, dafür stehe ich, am wenigsten Leonore, oder — mit einem Worte, niemand soll es merken, wie elend es ist. Ich werde glänzen, ich werde Andere verdunkeln, eine Rolle spielen, und unter diesen armseligen Kindereyen meine Verzweiflung verbergen.

Warum legte die Natur Triebe in ein menschliches Herz, und setzt es durch alle Verhältnisse außer Stand, sie zu befriedigen? Hat das Wesen, das sie Gott nennen, — das blinde Schicksal — hat es seine grausame Lust am Elende denkender und empfindender Wesen? Ja, es ist sicher, nur schwache Gemüther können da Anstalten der Liebe und Vaterhuld finden, wo ein blindes Gesetz mit eisernem Zepter herrscht, und auf seinem unaufhaltsamen Gange über Menschenelend und Menschenglück, über zertrümmerte und entstehende Welten mit gleicher Achtlosigkeit hinschreitet. Eitler, lächerlicher Wahn, daß unser Wohl, das Wohl eines beseelten Stäubchens, auf der Wage, die das Schicksal der Welten wiegt und mißt, ein Gewicht haben könne! Nein, wir sind bloß Mittel, und der Ameisenhaufen, den der Gärtner zerstört, gilt nicht weniger, als die reiche menschenvolle Haupt-

stadt, die der blutige Feind mit stürmender Hand erobert, und alles Leben daraus vertilgt. Nur daß die Ameisen glücklicher waren, als wir, daß keine unbefriedigten Triebe ihr kurzes Leben vergällten, daß ihre Wünsche nicht weiter als ihre thierischen Bedürfnisse reichten, und die Natur, nur gegen die vernunftlosen Thiere mild, sie mit Allem versehen hatte, um diese zu stillen. So müssen wir, gepriesene Könige der Schöpfung, uns — vor des Wurmes Spott flüchten.

Leonore wird sich vermuthlich auch bald vermählen, aber nicht mit Blum; denn das haben ich und ihre Thorheit zu verhindern gewußt. Sie wird Wallnern ihre Hand reichen, und, wie ich hoffe, das Schicksal finden und dulden, das ihre Schwäche ihr bereitet hat. Ach, wie nahmenlos glücklich dieß Geschöpf hätte werden können, und wie leichtsinnig sie das Glück von sich gestoßen hat! Doch kann Blum sie nicht vergessen. Es ist unmöglich, ihn in andere Bande zu verstricken; wenigstens Babetten hat es durchaus nicht geglückt. Er hat mit leichter Hand das Gewebe zerrissen, das sie nun wohl, wie mir scheint, allzusichtlich um ihn gesponnen hat. Nun geht er nach England,

von wo er, wie man sagt, nie wieder kommen wird. Und das alles um Leonorens willen! Vaterland, Freunde, Hoffnung zu verlassen, um eines Mädchens willen! So geliebt zu werden, und diese Liebe zu verkennen! Können Sie eine verächtlichere, leichtsinnigere, unverzeihlichere Verblendung denken? Doch das ist recht! Es muß alles elend seyn, Babette, Leonore, Blum und ich.

Leben Sie wohl, meine Freundinn, und wünschen Sie mir recht viel Glück; denn ich werde ja Gräfinn, Präsidentinn, Excellenz! Welche Herrlichkeit! Welcher Himmel auf Erden! Und o welche Hölle im Herzen! Doch das darf niemand wissen, als Sie — Sie ganz allein.

Fünf und dreyßigster Brief.

Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

*** den 18. Februar 1798.

Ferdinand reist fort, nach Hamburg, von da nach England. Er wird lange, vielleicht ein Jahr, vielleicht darüber wegbleiben. Da stehen die todten Buchstaben! Ich habe es niedergeschrieben, wie eine Zeitungsnachricht, ganz kalt, ganz bewegungslos; denn ich kann nicht denken, nicht wünschen, nicht fürchten, nicht hoffen. Nur das steht in meiner Seele, und ist kein Gedanke, ist nur Gefühl, daß er wegreiset, daß ich ihn lange, vielleicht nie wieder sehen werde! Nie wieder sehen! Therese! O, es sind schwere inhaltsvolle Worte, und doch nur wenige Buchstaben! Mein Leben fließt dahin; es sind nur

Augenblicke, aber welche Augenblicke! Wie viele Martern liegen in jedem! Ich kann nicht mehr schreiben. Leb wohl! Mein Kopf ist ganz wüst, und mein Blut scheint stille zu stehen. Wenn ich doch recht krank würde! Vielleicht könnte ich sterben!

Sechs und dreyßigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 26 Februar 1798.

Die Natur hat sich meiner nicht erbarmt. Meine starke Gesundheit hat den Sturm besiegt. Ich war zu etwas Schmerzlicherem aufgespart. Ich habe Blum noch ein Mahl gesehen, gesprochen, Abschied von ihm genommen, und das alles so unvermuthet, so fremd, so kalt, so schnell, daß ich noch jetzt kaum begreifen kann, wie es zuging, und woher ich die Stärke nahm, Fassung zu behalten, und meine Rolle leidlich zu spielen.

Nach meinem letzten Briefe mußte ich mich wirklich niederlegen; denn meine Kniee zitterten, alle Glieder schienen wie gelöset, und ein heftiges Fieber, mit Krämpfungen begleitet, hielt mich zwey Tage (die schrecklichsten meines Lebens) im Bette. Am dritten Tage war mir

besser, und mit der Wuth des Fiebers ließ auch die starre Kälte des Schmerzens nach, die bis dahin mein Herz krampfhaft ergriffen hatte. Ich konnte wieder weinen, mir ward leichter. Die gute Lisette wartete meiner mit einer Sorgfalt und Liebe, die meinem Herzen unaussprechlich wohl thaten. Überhaupt lerne ich das Mädchen seit einiger Zeit näher und von mancher liebenswürdigen Seite kennen, die ich vorher nicht in ihr vermuthet hatte. Am vierten Tage stand ich auf, und segnete die wohlthätige Wirkung der Zeit, oder die Folge der Abspannung und Ermattung meines ganzen Nervensystems. Mein Schmerz hatte sich in eine müde Trauer (wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf) verwandelt. Ich schlich still und theilnahmlos im Hause herum, ich sah wieder mehrere Menschen, auch Wallnern, der, wie mir Lisette sagte, während meiner Krankheit Besorgniß und wahren Kummer gezeigt, und wohl zehn Mahl des Tages entweder geschickt, oder sich selbst nach mir erkundiget hatte. Seine Freude, mich wieder zu sehen, war gewiß aufrichtig, und rührte und tröstete mich. Die ängstliche Sorge, die er für meine noch schwache Gesundheit zeigte, die zarte Schonung, mit der er mich (obwohl er vielleicht

die Ursache meiner Krankheit durch Julianen erfahren haben mochte) behandelte, alles das trug dazu bey, mein Gemüth in eine stille leidende Verfassung zu setzen. Ich erhohlte mich bald wieder gänzlich, und vermied mit irgend jemanden von Blum und überhaupt von der Lage meines Herzens zu reden. Er kam nicht, sich zu beurlauben, ich scheute mich, um den Tag seiner Abreise zu fragen; und so ging denn unter Furcht und Erwartung eine Woche hin. Vorgestern war ein überaus schöner, lauer Tag. Juliane beredete mich, einen Spaziergang zu machen; sie behauptete, die reine Luft und der erquickende Sonnenschein würden wohlthätig auf meine Gesundheit wirken. Ich ließ mich überreden. Ich glaubte, wir würden auf den Wall gehen; aber da sie eben ein Geschäft bey Fräulein Lessert hatte, so schlug sie mir vor, zu ihr in die Vorstadt zu gehen. Mir war dieser Besuch nun freylich nicht angenehm; aber ich ließ sie mit mir machen, was sie wollte, und wir gingen. Wenige Schritte vor dem Lessertschen Hause hörten wir Pferdegetrappe; und da die Straße etwas eng ist, und ich furchtsam bin, so trat ich schnell auf die Seite, und sah mich besorgt um. Ach welcher Schrecken! Es war Ferdinand! Ich er-

kannte ihn; ein Zittern überfiel mich, ich mußte mich an Julianen halten. Kaum war ich vermögend, seinen Gruß (denn er hatte uns sogleich erkannt) zu erwiedern. Er stieg vor dem Hause ab, gab sein Pferd seinem Bedienten, und ging hinein. Da stand ich nun, verlegen, ob ich in's Haus gehen, ob ich umkehren sollte. Zu diesem rieth meine Vernunft, zu jenem mein Herz. Ach, ich hätte ihn so gern noch ein Mahl gesehen! Er schien mir — lächle nicht über diese Schwäche! — er schien mir reizender, als je. Der dunkelblaue Reiseanzug, das braune ungepuderte Haar, sein Anstand auf dem Pferde, sein Auge, das er halb düster und halb freundlich auf mich gerichtet hatte — o Therese! ich war nicht vermögend, dem Herzen zu widerstehen; und obwohl Juliane selbst mir anrieth umzukehren, und aus Gefälligkeit ihr Geschäft auf ein anderes Mahl verschieben wollte, so fand ich doch eben in der Unbescheidenheit, Gebrauch von ihrem Erbiethen zu machen, einen schicklichen Vorwand, um zu Lessert zu gehen. Mir schien es auf einen Augenblick, als ob dieser Entschluß Julianens Beyfall nicht hätte; indessen nahm sie ihn mit vieler Artigkeit an, doch schlug sie mir vor, nicht gleich zu der Frau, bey der Blum

wahrscheinlich seyn würde, sondern zu Babetten zu gehen, die auf einer Hintertreppe ziemlich weit von ihrer Mutter wohnt. Ich folgte ihr mit hochklopfendem Herzen und bebenden Knieen. Babette empfing uns freundlich, und war sehr verwundert, ja, ich möchte sagen, betroffen, als Juliane ihr erzählte, wen wir auf der Gasse gesehen hatten. Blum ist bey uns? rief sie mit großem Erstaunen: Das kann ich gar nicht begreifen. Er war gestern Abends da, um sich zu beurlauben, und soupirte noch mit uns. Heute nach Tische will er abreisen. Ich kann nicht errathen, was ihn noch ein Mahl zu uns führt. Wie mir während dieser Rede war, kannst du dir leichter denken, als ich beschreiben. Liebe Therese! Ich mußte mich setzen, sonst, glaube ich, wäre ich umgesunken. Also in wenigen Stunden wird er fort seyn, und du hast ihn in deinem Leben das letzte Mahl gesehen! Diese einzige Idee füllte mein ganzes Wesen, diesen einzigen Gedanken vermochte ich zu denken. Das Gespräch fiel bald auf gleichgültigere Dinge, und das Geschäft, welches uns hergeführt hatte. Was ich geantwortet habe, wenn die Rede an mich gewandt wurde, weiß Gott; ich wußte es kaum in dem Augenblick, als ich es

ausſprach. Mitten in dieſer Zerrüttung meines ganzen Weſens trat die Jungfer ein, und ſagte: Fräulein Babette möchte zur Mama hinab kommen, es ſey ein gar angenehmer Beſuch da. Der Ton, mit dem das ſchnippiſche Mädchen dieſes ſagte, und ein leichtes Roth, das Babettens Wangen überflog, zeigten mir zu deutlich das Verhältniß, das zwiſchen Ferdinand und dieſer Babette herrſchte. Ein Gefühl von Unwillen über Blum gab mir eine Kraft, worüber ich ſelbſt erſtaunte. Ich war ſogleich vermögend aufzuſtehen, nahm meine Begleiterinn bey der Hand, und ſagte recht gefaßt und ſogar munter: Dann laſſen Sie uns gehen, Juliane, um Babetten nicht von ihrem angenehmen Beſuch abzuhalten. Sie wollte das nicht annehmen, und ſagte, der Beſuch könne wohl warten, es wäre nicht ſo dringend, ihr Couſin ginge ohne dieß ſobald nicht weg. Ach, wie ſchnitt jedes dieſer Worte durch mein Herz! Wir machten noch Complimente, als die Thür aufging, und — Blum eintrat. Verzeihen Sie, Couſine, ſagte er, daß ich ſo unangemeldet komme; aber ich kann unmöglich zum letzten Mahl im Hauſe ſeyn, ohne Sie zu ſehen, und Sie von ihrem ſchönen Beſuche abrufen zu laſſen, wäre gar zu

unbescheiden. Er verneigte sich gegen mich und Julianen bey diesen Worten. Dieser ungezwungene Ton, diese Vertraulichkeit gegen Babetten gaben mir die Stärke wieder, die mich bey seinem Anblick fast verlassen hatte. Wir waren im Begriff fortzugehen, um Fräulein Leßert nicht länger aufzuhalten, sagte ich sehr gefaßt. Es ist mir angenehm, nahm Juliane das Wort, Sie vor ihrer Abreise noch zu sehen. Ich war eben in Ihrem Hause, gnädiges Fräulein, fiel er ein, um mich zu beurlauben; aber ich war nicht so glücklich, jemanden anzutreffen. Er war bey uns! bey mir! O wie schlug mein Herz in diesem Augenblick! Wie verwünschte ich den Spaziergang! Nun fiel das Gespräch auf seine Reise, auf die Vergnügungen, die seiner in Hamburg und London warteten. Babette zog ihn ziemlich vertraulich mit allerley mir unbekannten Anspielungen auf. Juliane war kalt, verdrießlich, und absprechend, ich verlegen. Blum allein blieb bey seinem gelassenen Tone. Ich bemerkte ihn genau. Kein anderer als ein höchst gleichgültiger Blick fiel zuweilen von der Seite auf mich; er vermied nicht, und suchte nicht mit mir zu reden, er war mir ganz und gar fremd. Konnte ich wohl anders, ich Arme, als mit blutender Seele

mitscherzen? Zum Glücke schlug es Ein Uhr, und ich erinnerte Julianen, daß wir auf den Rückweg denken sollten. Blum empfahl sich zugleich mit uns. Babette ging, uns zu begleiten, bis unter die Treppe mit; sie sah Blum auf's Pferd steigen, und warf ihm noch einen freundlichen Gruß nach. Wir standen am Thore. Er grüßte uns ehrerbiethig, gab dem Pferde die Sporen, das sich bäumte, und mir einen Schrey der Angst entriß, flog die Straße hinab, und verschwand vor meinen Augen. Nun aber war es auch mit allem meinem Muthe zu Ende. Ich wankte an Julianens Arm das Haus entlang, und mußte mich dort auf eine Bank setzen. Mein Gott! rief sie: Wie ist Ihnen? Sie werden leichenblaß. Mir ist übel, sehr übel, antwortete ich schwach. So kommen Sie zu Lessert zurück, und erhohlen Sie sich dort ein wenig. Bey diesen Worten wollte sie mich umfassen, und mir aufhelfen. O um Gotteswillen nicht! rief ich ängstlich: Nicht zu Lessert in diesem Zustande! Ehe will ich auf der Straße sterben. Sie wußte nicht, was sie mit mir anfangen sollte; denn wir hatten keinen Bedienten mit uns. Zum Glücke fuhr ein Miethwagen vorbey; sie rief ihn, half mir hinein, hielt

mir Salz vor, und machte mir über meine Schwäche eine derbe Predigt, von der ich vor Betrübniß und Beklemmung nichts verstand. Indessen that mir die Bewegung wohl; ich befand mich stark genug, als wir an's Haus kamen, allein auszusteigen, und die Treppe hinauf zu gehen. Als ich in mein Zimmer kam, lag Blums Abschiedskarte auf dem Tische. Es war seine Schrift. Wie oft hatte ich diese Züge gesehen! Wie oft in ganz anderer Beziehung und Stimmung in seinen Briefen gelesen! Sobald ich allein war, konnte ich mich nicht enthalten — du darfst ja meine Schwäche wissen, aber auch nur du allein! — die Karte an mein Herz, an meine Lippen zu drücken, und mehr als eine Thräne floß den Gedanken an eine selige Vergangenheit. Ich wollte die Karte in meinen Busen stecken; sie war noch das einzige, was ich von ihm hatte. In dem Augenblicke stand Wallners Bild vor mir. Ich fühlte das Unrecht, was ihm geschah, ich fühlte meine Verpflichtung, jeden Gedanken an einen Andern zu entfernen, ich dachte an Babetten, — ich stand auf, und legte die Karte in den Schrank zu den Bildnissen meiner Ältern. Da soll sie liegen bey den Bildnissen theurer Verstorbener! Er ist ja auch

für mich so gut als todt! Wenigstens will und muß ich das so denken, um meine Verbindlichkeit gegen Wallnern nicht zu verletzen. Ach, wie fühlte ich jetzt, da er für mich verloren ist, wie fühlte ich es schmerzlich, daß du Recht hast, — daß ich ihn liebe, über alles in der Welt liebe, und weder für Wallnern noch für irgend einen Andern das mehr empfinden könne, was ich für ihn empfand! Was wird aus mir werden? Mein Glück ist auf ewig zerstört, und ich muß ringen und kämpfen, um wenigstens meine Ruhe zu erhalten! Lebe recht wohl! Mich freuet es unendlich, daß deine Kinder wieder hergestellt sind. Grüße sie alle, und besonders — doch nein — weg mit der Erinnerung! Empfiehl mich deinem würdigen Manne!

Sieben und dreyßigster Brief.

Juliane von Schöndorf an Babette von Lessert.

*** den 26. Februar 1798.

Ich weiß wahrlich nicht, wo ich die Geduld hernehme, um Ihnen nur einen leidlich gelassenen Brief zu schreiben, und Sie nicht gleich im Anfange mit allen den Vorwürfen zu überhäufen, die Sie so wohl verdient haben. Welche verwünschte Geschichte haben Sie mir und sich selbst gestern bereitet! Als ich den Zettel erhielt, worin Sie schrieben, daß Blum den Abend vorher bey Ihnen soupirt, und sich für immer beurlaubt habe, sah ich voraus, daß er den Vormittag kommen, und sich Höflichkeits halber bey uns, und Zärtlichkeits halber bey seiner Leonore beurlauben würde. Schon daß er den Abschied von ihr bis auf den letzten Augenblick verschoben hatte, war mir ein Zeichen, daß seine Liebe,

Trotz aller Mißverständnisse, noch heftig lodere. Um so mehr war es nöthig, jede Zusammenkunft zu vermeiden, die vielleicht alle meine Plane hätte zernichten können. Und nun, nachdem ich alles eingeleitet hatte, mußten Sie den unglücklichen Umstand vergessen, oder zu erforschen unterlassen, daß er Ihrer Mutter noch Schriften zu bringen habe. Wie konnten Sie das nicht wissen? Wie konnten Sie bey der großen Wahrscheinlichkeit, daß er diese Schriften selbst bringen würde, mir schreiben, daß alles sicher sey, und ich Leonoren nur zu Ihnen führen sollte? Doch Sie sind am ärgsten für Ihre Nachlässigkeit gestraft. Er hat sie wieder gesehen, er hat gehört, daß sie krank war, er hat ihre Schwermuth, die das schwache Geschöpf nicht zu verbergen im Stande war, bemerkt. Was daraus erfolgen kann, wird ganz Ihre Schuld seyn.

Und nun noch die ärgerliche Kühnheit Ihres Kammermädchens! Woher kommt dem schnippischen Dinge das Recht, Ihnen Blum als einen gar angenehmen Besuch zu melden? Ist etwa Ihre Mutter so klug gewesen, ihr die Post so aufzugeben? Wenn das ist, so ist's wieder Ihre Schuld. Was hatten Sie nöthig gehabt,

Ihre Mutter um unsre Plane wissen zu lassen? Sie kennen sie, Sie wissen, daß sie, wie alle Mütter und Tanten, ihre größte Lust an Verheirathen hat, und die Freude über die Anwartschaft auf eine gute Partie für ihre Angehörigen gar nicht verbergen kann. Rührt aber der Ausdruck im Tone des Mädchens nicht von Ihrer Mutter, sondern von dem Mädchen selbst her, desto schlimmer. Ich kann die Vertrauten überhaupt nicht leiden, aber am wenigsten die vertrauten Kammermädchen. Es hat mich in den Komödien immer empört; in der Wirklichkeit ist es mir durchaus unausstehlich, und bey Ihnen äußerst ärgerlich. Ist es euch weichen Seelen denn gar nicht möglich, allein zu stehen, und müßt ihr immer ein dienstbares gefälliges Gefäß haben, in das ihr eure Wünsche, Thränen und Plane ergießt? Denn was anders ist Euch die Freundschaft doch nicht, als das Bedürfniß jenes Barbiers, der das drückende Geheimniß von sich geben, und in Ermanglung eines so genannten Freundes es in den Schooß der Erde hinein rufen mußte.

Überhaupt hat diese Geschichte mir sehr deutlich gezeigt, was ich vorher schon vermuthete, nähmlich daß bloß Ihr Betragen gegen Blum

Ursache an seiner Abreise ist. Glauben Sie, daß ein Mann, wie er, mit diesem Stolze, diesem Zartgefühle, dieser noch so neuen Wunde im Herzen sich wie jeder junge Laffe, der um Sie gaukelt, behandeln lasse? Dachten Sie nicht daran, daß mehr dazu gehöre, ihn zu fesseln, als bloß Reize und Talente, und daß das Verbergen der Absichten weit mehr Geschicklichkeit erfordere, als die gewöhnlichen Künste der Coquetterie? Doch daran dachten Sie nicht, oder wenn Sie die Schwierigkeit ihrer Rolle einsahen, so waren ihr Ihre Kräfte nicht gewachsen. Kurz, Sie und Niemand sonst ist Schuld, daß Blum im Stande war, fortzureisen, weil ihn nun gar kein Band an einen Ort mehr knüpfte, der ihm einst so theuer war. Was daraus entstehen wird, mögen Sie selbst beurtheilen. Mir bleibt weiter nichts übrig, als mich zurückzuziehen, und einem Strom, den ich aufzuhalten nicht im Stande bin, seinen Lauf zu lassen. Glauben Sie nicht, daß das nichts zu bedeuten haben werde! Trösten Sie sich nicht mit den Gemeinsprüchen lässiger Gemüther: Es wird sich geben, die Zeit wird alles heilen, Blum wird endlich vergessen, er wird wieder kommen u. s. w. Bey Seelen, wie

Blum, heilt und vergißt sich's nicht so geschwind, und eine Scene, wie die bey Ihnen, ist mächtig genug, alle die kleinen Versuche, die Sie bis jetzt auf sein Herz machten, auf einmahl zu zernichten. Das bedenken Sie, und erlassen Sie mir künftig alle Theilnahme und Mitwirkung an einem Plane, den ich seit gestern ganz verloren gebe!

Acht und dreyßigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

P**g den 2. März 1798.

Ich bin hier bey meinem Bruder, dessen Glück und Leben auf's neue, und schöner als je, in den Armen seiner Familie empor blüht. O diese Freuden, Ludwig, diese Seligkeiten! Was hätte ich nicht dafür gegeben! Und wodurch habe ich es verschuldet, sie ewig entbehren zu müssen! Indessen wenn gleich mein Herz bey Erinnerungen und Vergleichungen blutet, so thun mir die liebende herzliche Stimmung, die in diesem Hause herrscht, diese gegenseitige Schonung, diese Sinneseinigkeit, diese zärtlichen Aufmerksamkeiten, die sich auch auf mich erstrecken, unendlich wohl. Ach, wenn *** nur nicht so nahe läge! Wenn nicht ein ewiger Verkehr zwischen beyden Städten alle Nachrichten und Gerüchte aus der einen so schnell und sorgfältig in die andere trü-

ge! Hier, nur hier allein möchte ich bleiben, und unter der wohlthätigen Pflege brüderlicher Liebe und Freundschaft die Wunden meiner Seele still ausbluten lassen!

Über die letzten Tage meines Aufenthaltes in *** waltete ein eigener feindseliger Dämon. Du kannst denken, daß es mir nicht einfiel, zu Leonoren zu gehen seit jenem unseligen Abende, wo die Quadrille getanzt war. Doch meine Abreise rückte heran. Ich dachte dann, daß ich sie lange, vielleicht nie wieder sehen werde. Lächle nicht, Ludwig! Zürne meiner Schwäche nicht! Ich überredete mich, daß es unschicklich, unbescheiden, daß es wie Trotz aussehen würde, wenn ich gar keinen Abschied von ihr und dem Hause nehmen würde, wo ich doch so manche Höflichkeiten empfangen hatte. Ich wollte durchaus nicht trotzig, nicht erzürnt, ich wollte ja vollkommen gleichgültig scheinen, und von dem gleichgültigen Bekannten forderte die gewöhnliche Lebensart den Abschiedsbesuch. So überlistete mein Herz die Vernunft. Ich wollte Leonoren, die Falsche, Treulose, die Braut eines Andern, ach die noch immer heiß geliebte Gespielinn meiner Kindheit und Jugend sehen! Ich kämpfte lange mit mir selbst. Vergebens. Das Herz

behauptete ungestüm seine Rechte. Ich ging hin, den Tag meiner Abreise selbst. Sie war nicht zu Hause, und überhaupt Niemand. Da stand ich, beschämt, glühend vor Unwillen und Selbstverachtung gegen mein schwaches Herz; denn es war mir unbezweifelt klar, daß sie sich verläugnen ließ. Mit diesem Aufruhr im Innersten schwang ich mich auf's Pferd, und eilte in die Vorstadt zur Tante, von der ich zwar schon am Tage vorher förmlichen Abschied genommen, der ich aber noch wichtige Papiere zu bringen hatte. Wie ich gegen das Haus komme, (es war ein schöner heiterer Wintermorgen) sehe ich zwey Frauenzimmer ängstlich auf die Seite treten. Gott im Himmel! Sie war es mit Julianen! Sie war also wirklich nicht zu Hause gewesen! Ich hatte ihr Unrecht gethan! Sie hätte mich vielleicht kommen lassen, ich hätte sie noch ein Mahl gesprochen! O mein Ludwig! Wie viel tausend Gedanken und Gefühle folgten auf dieses Vielleicht! Sie schien mir blaß und verfallen; doch überzog eine glühende Röthe bey meinem Anblick ihr Gesicht, und wich eben so schnell einer tödtlichen Bläße. Ich grüßte sie und stieg ab; ich wußte nicht, was sie thun würden. Wie ein Träumender ging ich zur Tante,

und richtete meine Commission so verwirrt aus, daß die gute Frau mich zwey Mahl erinnern mußte. Jetzt schellte sie, und befahl Babetten zu rufen. Das Mädchen kam allein zurück. Es ist Besuch bey ihr, sagte sie: die Fräulein von Schöndorf und von Brandner. Wie mir ward, kann ich dir nicht beschreiben. Leonore mir so nahe, unter einem Dache? Und ich sollte sie nicht mehr sehen? Unmöglich! Mochten doch Tante und Cousine denken, was sie wollten; ich ging zu Babetten hinüber. Da stand sie eben im Begriffe fortzugehen. Mich dünkte, sie zittern zu sehen, als ich eintrat, auch setzte sie sich sogleich nieder, und ihre Stimme schwankte noch, da sie mit erzwungener Kälte mir etwas Gleichgültiges sagte. Ich hörte späterhin im Gespräch, daß sie krank gewesen war, und überhaupt trugen ihre ganze Gestalt, und ihr Betragen den Ausdruck der leidenden Geduld. O mein Ludwig! Wie war mir! Ich hätte meine Seligkeit darum gegeben, sie jetzt nur auf eine Minute allein sprechen zu können. Es war mir, als ob tausend Stimmen in meinem Innern riefen: sie ist unschuldig, sie kann dich nicht verrathen haben, sie leidet um deinet willen; nur der Schein ist wider sie. Juliane und Babette verließen uns aber keinen Augenblick, und ich

sah wohl, wie sie jeden Blick, jedes unserer Worte hütheten. Meine letzte Hoffnung hieng noch an der Möglichkeit, sie beym Fortgehen einen Augenblick allein zu sprechen. Auch dieß war vereitelt. Babette begleitete uns mit tückischer Höflichkeit bis an's Thor, und begegnete mir überhaupt in Leonorens Gegenwart mit einer Vertraulichkeit, einer Zudringlichkeit, daß ich alle meine Stärke zusammen nehmen mußte, um nicht die Regeln der gemeinsten Höflichkeit gegen sie zu übertreten, und ihr zu zeigen, wie wenig Recht sie zu diesem Ton habe. Als ich das Pferd bestieg, und dieß sich bäumte, hörte ich einen ängstlichen Schrey, der mir Leonorens Stimme schien. Aber ich flog die Straße hinab, denn ich wußte nun, daß es unmöglich war, sie noch ein Mahl zu sprechen; und als der Sturm in meinem Herzen sich gelegt hatte, zeigte mir die kalte Vernunft die ganze Scene in einem völlig verschiedenen Lichte. Dennoch bin ich unmuthiger als jemahls. O Ludwig, Ludwig! Wie schwach, wie thöricht ist ein liebendes Herz!

Übermorgen reise ich von P**g ab, und in einigen Tagen bin ich bey dir. Dann sollst du mir Kraft und Stärke wider mein Herz, du sollst mich mir selbst wieder geben.

Neun und dreyßigster Brief.

Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

*** den 10. März 1798.

Es ist geschehen. Der entscheidende Schritt ist gethan. Wallner hat mir gestern Abends seine Liebe förmlich erklärt, und ich habe ihn nicht zurück gewiesen. Ich habe also stillschweigend eingewilligt, und muß mich von nun an als mit zarten Banden an ihn gebunden betrachten. Wie das kam, weiß ich selbst nicht; daß es aber ganz anders war, als jene unvergeßliche Scene in unserm Garten, als Er, dessen Nahmen ich nicht nennen mag, gerade nachdem er ein paar Tage eines Mißverständnisses wegen mit mir geschmollt hatte, mir den entflohenen Kanarienvogel von der höchsten Spitze des Lindenbaumes herabhohlte, ich dann

seine blutende Hand sah, die er an der schroffen Rinde verwundet hatte, meine Thränen auf seine Hand fielen, und er — Nein! Fort, fort ihr allzu theuren, allzu verführerischen Bilder! Ihr dürft nicht wieder kommen, und meine Ruhe stören, die nur zu mühsam, und ach, nur zu zerbrechlich erbaut ist! Therese! Wenn man ihm damahls, als er noch erzürnt, bloß um mir meine Freude zu erhalten, mit Gefahr seines Lebens in die Spitze der Linde kletterte, als ich an seiner Brust lag, die lang genährten Gefühle mit aller Macht einer ersten Leidenschaft hervorbrachen, wir das Wort Liebe aussprachen, und so den Empfindungen einen Nahmen gaben, die, verschleyert und verkannt, seit unserer Kindheit in unseren Seelen allmächtig geherrscht hatten — wenn man ihm damahls gesagt hätte, daß er mich um einiger Schwachheiten willen einst in dem Wirbel der großen Welt rath- und freundlos stehen lassen, und sein Herz dieser Babette schenken würde! O Schwester! Ich soll ja nicht daran denken! Ich habe Wallners Liebe und seine Schwüre angehört und angenommen! Ich soll jenes Andenken verbannen; aber ich kann nicht. Und sieh den unausstehlichen Wider-

spruch meines rebellischen Herzens! Gerade seit gestern, gerade in diesem Augenblicke, wo ich ganz von andern Bildern erfüllt, nur für sie Gefühl und Sinn haben sollte, gerade jetzt keh- ren jene mit unbegreiflicher Macht zurück, und vor ihrem ätherischen Schimmer, vor ihrer er- schütternden Gewalt schwindet die matte Wirk- lichkeit in ihr schales Nichts zurück.

O meine Therese! Was wird aus mir werden? Kann ich unter diesen Umstän- den Wallnern meine Hand geben? Kann ich sie verweigern, nach dem, was vorgegangen ist, nach dem, wozu ich stillschweigend meine Einwilligung gegeben habe? Wallner ist ein ed- ler Mann, er hat sich so schonend, so redlich ge- gen mich betragen, daß, wenn ich keine Rücksicht auf eine Leidenschaft, die seine Ruhe so lange zerstöret hat, nehmen wollte, schon bloß jene Ansprüche mir Achtung und Dankbarkeit einflö- ßen müßten. Nun aber bin ich auch verpflichtet, eine Liebe, die ich entstehen und wachsen sah, ohne ihr zu wehren, die ich duldete, und dadurch rechtfertigte, nicht zu täuschen, besonders da we- der meine Vernunft, noch selbst mein Herz, wenn ich unparteyisch untersuchen und keine Ver- gleichungen anstellen will, mit Grund und Recht

etwas an Wallnern und der Verbindung mit ihm auszusetzen haben.

Man liebt ja nur Ein Mahl! Solcher inniger, das ganze Wesen durchdringender, lebendiger, heißer Gefühle ist das Menschenherz nur Ein Mahl fähig. Was von ihnen, wenn sie verlodert sind, übrig bleibt, ist mehr oder weniger ausgebrannte Gluth, die folglich keine Wärme zu erzeugen mehr im Stande ist. Darüber kann sich weder Wallner noch ich beklagen. Auch er liebt nicht mit dem Feuer der Jugend, nicht mit dem Enthusiasmus eines jugendlich, kindlich fühlenden Herzens. Das habe ich seit einiger Zeit nicht bloß geahnet, auch bemerkt; und es ist natürlich, ja es ist nothwendig, daß es so sey. Denn kann ich wohl von dem Manne von sechs und dreyßig Jahren fordern, daß er vor mir nie sollte geliebt haben? Wir stehen auch in diesem Puncte einander völlig gleich. Ich werde das Glück nicht erreichen, daß ich, — du weißt mit wem, — zu erreichen hoffte! — Aber wer steht mir denn dafür, daß ich es erreicht hätte, wenn wir wirklich vereinigt worden wären? Läßt mich nicht sein Wankelmuth mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß auch da die Wirklichkeit weit unter dem Ideale geblieben wäre? Und ist

es dann nicht im Grunde einerley? Ich bin nun einmahl nicht bestimmt, und kein Mensch ist es, ganz glücklich zu werden. So laß uns denn unser Loos geduldig tragen, und unsern Alltagsschritt in dieser besten Welt, ohne viel um uns zu sehen, gleichgültig fortgehen! Meine Pflicht wird von nun an seyn, so viel als möglich jede Erinnerung zu verbannen, um Wallnern wenigstens ein stilles Herz für seine wahre, achtungsvolle Liebe geben zu können. In der strengen und mühevollen Erfüllung dieser, wie aller meiner übrigen Pflichten, wenn ich erst einmahl Gattinn und Hausfrau seyn werde, will ich dann nicht mein Glück, sondern meine Beruhigung zu finden suchen. Leb wohl.

Vierzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 30. März 1798.

Verzeih, liebe Schwester, wenn meine Briefe jetzt seltener und kürzer werden, als vorher. Mein Leben gleicht dem Traume eines Fieberkranken, dem seltsam ändernde Bilder vor der Seele gaukeln, verschwinden, und neue entstehen, ohne nur eine Spur zurückzulassen, als die Mattigkeit, mit der er aus solchen Träumen erwacht. Das Schöndorfsche Haus wird immer glänzender, wie sie es nennen, unsere Gesellschaften dauern immer tiefer in die Nacht hinein, die Anzahl der Besuchenden wird immer größer; jeder Fremde von einiger Bedeutung läßt sich vorstellen, erscheint ein paar Mahl, und verschwindet wieder, um neuen Meteoren seiner Art Platz zu machen. Auch haben wir im Innern der Wirth=

schaft jetzt alle Hände voll zu thun; denn wir haben eine Braut im Hause. Unsere Juliane hat sich plötzlich, und ohne daß man die Veranlassung dieses jähen Entschlusses wüßte, erklärt, daß sie dem Grafen Kelm ihre Hand geben würde. Ihre Ältern und wir alle waren höchst erstaunt darüber, da sie den Grafen, wie überhaupt alle ihre Freyer, und, ich möchte wohl sagen, alle Menschen bisher kalt und hochmüthig behandelt hatte. Indessen die Sache ist richtig. Was aber auch immer Julianen vermocht haben mag, diesen Schritt zu thun; glücklicher, fröhlicher ist sie nicht dadurch geworden. Vielmehr ist ihre Laune, die nie gut war, jetzt vollends unausstehlich. Alles im Hause leidet darunter, da sie durch ihren Verstand und den Nichtverstand der übrigen Glieder der Familie von jeher eine entschiedene Gewalt im Hause ausübte. Es ist, als fände sie eine Art Vergnügen daran, uns alle zu quälen, und unsere Freuden zu stören. Ich denke mir oft, wenn ich sie so handeln sehe: wie ist es möglich, so viel Geist, so viele Kenntnisse, so viel Klugheit zu besitzen, und einen so schlechten Gebrauch für sich und andere davon zu machen! Ja, manches Mahl bin ich durch verschiedene Umstände schon auf die

Vermuthung gefallen, daß sie sich unglücklich fühle, daß sie ein geheimes Leiden habe, das zu gestehen ihr Stolz nicht erlaubt; und ich muß bekennen, daß diese Voraussetzung, zusammengehalten mit ihrem festen verschlossenen Character, mir die meisten Erscheinungen in diesem sonderbaren Wesen so ziemlich befriedigend erklärt. Wer weiß, ob nicht eine unglückliche, verkannte oder hoffnungslose Liebe in früher Jugend diesen Quell der Bitterkeit durch ihr ganzes Wesen gegossen hat, der mit zunehmenden Jahren (Juliane ist bald vier und zwanzig Jahre alt) und bey ihrem selbstständigen Gemüthe sie natürlicher Weise nicht sanfter und nachsichtiger werden läßt. O wenn das ist, Therese, dann ist dieß arme Geschöpf wohl nur zu beklagen, und ich wenigstens bin, wenn mir das einfällt, nicht im Stande, ihr zu zürnen, wenn sie auch mich und das ganze Haus peiniget. Ach, ich weiß nur zu gut, was eine unglückliche, verkannte Liebe ist, und daß es gar nicht mein Verdienst, sondern bloß die weichere Stimmung meines Characters ist, was mich in demselben Falle geduldiger als Julianen, macht. Es ist nicht so ganz ausgemacht, daß das Unglück jederzeit bessert; es kommt viel auf den

Menschen selbst, auf sein Temperament, seine Sinnesart an, ob ihn Leiden spröde und bitter, oder geschmeidig und sanft machen sollen. Es geht damit wohl, wie mit der Liebe, und überhaupt mit allen andern Leidenschaften und Regungen, die nichts anders, als die Natur und Farbe, möchte ich sagen, der Stoffe annehmen können, auf welche sie wirken. Doch, ich wollte dir ja nicht von Julianen, sondern von mir, von meiner Lebensart schreiben; und so höre denn meine Tagesordnung. Wir stehen um zehn Uhr des Morgens auf. Frühstück, Putz und einige kleine Hausgeschäfte nehmen bald ein paar Stunden ein. Um zwölf Uhr fahren wir in die Galanterie- und andere Buden, und suchen alles, was elegant und prächtig ist, für die Braut aus. Ist das Wetter schön, so machen wir nach dem Einkaufe noch eine Fahrt in den Park, statten ein paar Besuche ab, oder gehen zu einem Handwerker oder Künstler, deren eine beträchtliche Anzahl mit der Einrichtung und Ausstattung des Brautpaares beschäftigt ist. Indessen wird es drey Uhr, und man ruft zu Tische. Nach Tische bleibt gerade so viel Zeit, um sich aus dem Morgenanzug in den vollen Staat für den Abend

zu werfen, wenn dieß nicht vor der Tafel geschehen konnte, Musik zu machen, oder ein wenig zu arbeiten u. s. w. Um sieben Uhr ist Theater oder Gesellschaftszeit, um eilf Uhr Souper zu Hause oder anderswo, und fast nie wird es vor zwey oder halb drey Uhr stille in unserem Hause. Du siehst, wie selten die Augenblicke der Nüchternheit bey mir seyn können, und ich bin auch froh, daß sie es sind; denn ich fürchte sie. O Schwester! Welches Erwachen wartet meiner, wenn der Taumel, in welchem mein Wesen schwebt, auf Minuten sinkt! Welche Blicke voll Schmerz in die Vergangenheit, voll Angst in die Zukunft, und voll Leere und Unzufriedenheit auf die Gegenwart! Therese, ich bin nicht glücklich, obwohl ich es der Welt, die mich umgibt, scheinen mag; aber ich genieße die schalen Freuden, die sie mir darbiethet, mit einer Art von begieriger Heftigkeit. Ich stürze mich absichtlich in den tiefsten Wirbel der Zerstreuungen, um mein Gefühl zu übertäuben, und während des Taumelrausches zu vergessen, wie elend ich bin. Wallner trägt das Seinige redlich dazu bey. Er hat mich überredet, wieder einen Zeichen- und Singmeister anzunehmen, und mich im Claviere, das ich seit meiner Mutter Tod etwas vernach-

lässigt hatte, mehr zu üben. Diese Beschäftigungen nehmen meine wenigen freyen Augenblicke ein. Abends machen wir oft Musik, während die Frauen spielen. Wallner, der selbst sehr musikalisch ist, hat mich mit mehreren Mitgliedern der Oper bekannt gemacht, und leicht die Erlaubniß erhalten, sie in unsere Abendzirkel einzuführen. Wir singen die besten Stücke aus den Italiänischen und Deutschen Opern, aber auch nichts als Operngesänge. Jene kleinen seelenvollen Lieder von Mozart, Reichard und andern, die in den stillen Zeiten meiner glücklichern Jugend oft die Freude unsers kleinen Kreises machten, sind als abgeschmackt, als zu einfach, zu alt, verbannt. O Therese! Wenn mir bey diesen künstlichen Musikübungen jene Unterhaltungen einfallen, wenn ich denke, wie ich damahls am Claviere saß, und ein einfaches Lied, Ihn, den ich nicht vergessen und nicht nennen kann, so tief bewegte, wenn er dann mit seiner kunstlosen rührenden Stimme meinen Gesang begleitete, oder die Flöte ergriff, die er so meisterlich spielte, und in schönern Tönen nachahmte, was ich gespielt hatte! — Wallner singt auch, er singt kunstmäßiger, fertiger; aber es ist keine Seele, keine Rührung in dieser gellenden Tenor-

stimme, die, wie alle Stimmen dieser Art, bey zunehmenden Jahren schon etwas durch die Nase zu gehen anfängt. Sie rührt mein Herz nicht, ich bewundere seine Geschicklichkeit, ja, ich lerne gern und mit Nutzen von ihm; aber sein Gesang läßt mich kalt.

Im Valsinschen Hause, das seit einiger Zeit auf einen viel glänzendern Fuß eingerichtet wird, herrscht auch eine Beschäftigung oder Zeitkürzung, die, nebst der Musik, zu einer meiner liebsten gehört, und, wenn auch nicht das Herz, doch den Verstand und die Einbildungskraft angenehm aufregt und unterhält. Wir machen Boutrimés, Rebus, Charaden, wir geben einander Räthsel auf, spielen allerley witzige Spiele, wir lesen zuweilen die neuesten Producte der besseren Dichter, und unterhalten uns auf diese Art sehr angenehm. Graf Van der Werth, ein sehr gebildeter Mann, ist der Meister und Urheber dieser Spiele, in denen er eine ungemeine Fertigkeit besitzt. Auch Wallnern glückt es manches Mahl sehr gut, besonders wenn, was mir freylich sehr anstößig ist, und bald die ganze Gesellschaft verleiden könnte, das Thema aus der Zahl der schlüpfrigen und zweydeutigen Gegenstände genommen ist. Das miß=

fällt mir an Wallnern; aber ich sehe, daß die Andern keinen Augenblick besser sind, und nur einer mehr, der andere minder, von dem Wege der strengen Sittlichkeit abweicht. Abweichen aber wird und muß jeder, der in der sogenannten großen Welt lebt.

Weißt du gar nichts von dem Abwesenden? Schreibt er deinem Manne nicht? Sie waren ja sonst Freunde. Ich sollte mich nicht erkundigen, ich weiß es; aber ich kann mir den einzigen schwachen Trost nicht versagen, daß wenigstens meine Gedanken ihn auf der Reise begleiten können.

Soffri che' in traccia almeno
Di mia perduta pace
Venga il pensier seguace
Su l'orme del tuo pie
Sempre nell tuo camino
Sempre m'avrai vicino
E tu — — — —

Ich mag den Vers nicht ausschreiben. Ich weiß es ja schon, daß ich vergessen bin. Lebe wohl, theure Therese, einziges Wesen, das mich wahrhaft und zärtlich liebt!

Ein und vierzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 25. Aprill 1798.

Unsere Braut ist nun seit acht Tagen vermählt. Die Brautgesellschaften, Tafeln und Soupers haben endlich aufgehört, und ich finde wieder Zeit, Athem zu schöpfen und dir zu schreiben. O meine Schwester! Welche traurige, aber belehrende Erfahrungen habe ich diese fünf oder sechs Wochen über gemacht! Das ist's also, was man eine Partie, ein glänzendes Glück nennt! So geht man bey der wichtigsten und heiligsten Handlung, die für das Leben von zwey — vielleicht von noch mehr — Personen entscheidet, in der wirklichen, nüchternen, klugen Welt zu Werke! Da waren freylich meine Begriffe sehr davon verschieden; und wenn ich die stille ernste Feyer deines Hochzeittages mit diesem glänzenden kalten Feste vergleiche, so ist mir, als müßte ich da-

mahls geträumt, oder in einem andern Planeten gelebt haben. Zuerst hätte man schon während des ganzen Brautstandes die beyden Versprochenen, ihrem gegenseitigen Betragen nach, für alles andere, nur nicht für Braut und Bräutigam, nur nicht für zwey Menschen halten sollen, welche im Begriffe standen, sich ewig und untrennbar mit einander zu verbinden, und künftig ihr ganzes irdisches Wohl oder Weh von einander zu erwarten. Du kannst dir keine Vorstellung von der Kälte und Förmlichkeit machen, mit welcher sie einander behandelten. Die abgemessene Galanterie des Bräutigams, der Stolz, die üble Laune der Braut überstiegen alle Vorstellungen, die ich, ziemlich gewohnt an die Denkungsart dieser Menschen, mir davon machte. Sie sind doch bestimmt, mit einander zu leben, sie müssen sich doch zum wenigsten gut seyn und achten können, dachte ich, und so wird ihr Betragen doch wenigstens von Herzlichkeit und Freundschaft zeugen. Auch das nicht, Schwester! Sie blieben kalt, fremd, nur daß der Bräutigam sich zuweilen Freyheiten heraus nehmen wollte, über welche Juliane ihn stolz in seine Schranken zurückwies, und die wirklich, so ganz einzeln, so gar nicht von herzlichen Gefühlen begleitet oder veranlaßt,

nur frey und empörend waren. Wenn sie aber etwas angelegentlicher und wärmer mit einander sprachen, so war es über eine Anstalt, eine Einrichtung in ihrer neuen Wohnung, eine Austheilung der Zimmer oder der Meubeln. Sonst hatten sie sich nichts, gar nichts zu sagen. Wahrlich ich glaube, der Handel um ein Haus oder ein Pferd würde mit mehr Wärme geschlichtet werden, als hier der Handel um Personen und Vermögen; denn Handel — und sonst nichts als Handel und Speculation ist es ihnen.

Die Ausstattung übertraf an Pracht und Fülle alles, was ich in dieser Art in unserem Stande gesehen hatte; sie übertraf auch bey weiten den Stand der Braut, ja beynahe den des Bräutigams, und wurde in einem eigens dazu gewählten Zimmer auf sechs langen Tischen nicht allein den Bekannten, sondern auch Fremden, die es sehen wollten, wie die Ausstattung einer Prinzessinn mit lächerlicher Ruhmredigkeit gezeigt, um in's Gesicht Schmeichelereyen, und hinter dem Rücken Verleumdung und Tadel einzuernten.

Endlich kam der bestimmte Tag. Juliane war so finster, so übel gelaunt, so bitter und hart, als ich sie nie gesehen hatte. Ich glaubte, dieß mache die Wichtigkeit des bevorstehenden Schrit-

tes, und es sey der an einem solchen Tage natürliche Ernst, welcher in diesem Gemüthe solche Erscheinungen hervorbrächte. Aber es war mehr. Sie war unglücklich, sie war, wie aus Verzweiflung, resignirt; das zeigte ihr ganzes Wesen, und nun war mein ganzer Unwille entwaffnet. Ich schauderte vor der Zukunft, der sie entgegen ging, und es stieg die übel angebrachte romantische Idee in mir empor, mich in diesem schrecklichen Augenblick mit theilnehmender Liebe an ihr bis zum Zerspringen volles Herz zu drängen, die Eisrinde, die es überzog, zu schmelzen, und sie vielleicht durch ein offenes Geständniß ihrer Lage in der letzten Stunde ihrer freyen Wahl von dem traurigen Entschlusse abzubringen, einem Manne, den sie nicht liebte, ihre Hand zu reichen. Ich versuchte es. O Therese! Wie konnte ich so thöricht seyn! Sie stieß mein warmes Gefühl mit empörendem Stolze zurück. Sie erklärte, daß sie von niemand auf der Welt, am allerwenigsten von mir bedauert oder geliebt seyn wollte. Ich bin unglücklich, rief sie zuletzt, und was meine Lage noch bitterer macht, ist, daß Sie es gesehen haben; aber auch Sie sind nicht glücklich, und — das ist meine Beru-

higung. Mit diesen Worten ging sie aus dem Zimmer, und warf die Thür heftig zu. Ich stand wie betäubt, wie vernichtet von diesem Ausbruche des Hasses, dieser unwürdigen Behandlung, und diesem Übermaße von Elend in einem Herzen, das eine Freude darin finden kann, den gehaßten Gegenstand unglücklich zu sehen. Seit diesem schrecklichen Augenblicke hat sie auch die letzte Hülle, welche Lebensart und Klugheit über ihren, weiß Gott, von mir unverschuldeten Haß gezogen hatten, abgelegt, und begegnet mir so rauh, so offenbar feindselig, daß ich dem Himmel danke, daß wir nicht mehr unter einem Dache leben. Wer ihr diese Empfindungen gegen mich eingeflößt, kann ich nicht errathen. Geahnet habe ich sie lange; aber so ganz in ihrer fürchterlichen Gestalt ist mir ihr Haß noch nicht erschienen, als damahls.

Daß mich diese Scene erschütterte, daß sie mich für den ganzen Tag verstimmte, kannst du dir wohl vorstellen. Nur das übergroße Geräusch, und die Geschäftigkeit betäubten mein empörtes Gefühl; ich hatte, eigentlich zu reden, nicht Zeit, dem feindseligen Eindrucke nachzuhängen. Um sechs Uhr Abends versammelten sich die Gäste, und einige von den vertrauteren Freun-

den des Hauses, worunter auch Wallner war. Alles war im größten Staate, besonders die Damen, denen man es ansah, daß sie in ihren ganz neuen, meist gold- und silberreichen Kleidern nur dahin gestrebt hatten, einander zu verdunkeln. Doch, so viele Pracht an Stoffen, Geschmeide und Kostbarkeiten auch hier zu sehen war, so übertraf doch der Anzug der Braut alles Übrige. Ihr Kleid war ein weißer Seidenstoff, reich mit Silber gestickt, ihr dunkles Haar beynahe ganz mit Perlen und Brillanten bedeckt, so auch ihre Brust; kostbare goldene Ketten, Spangen, Ringe und Spitzen vollendeten den wahrhaft fürstlichen Anzug, und gaben der regelmäßig schönen, hohen Gestalt das Ansehen einer Königinn. Um sieben Uhr fuhren wir in mehr als zwanzig Wägen nach der prächtig erleuchteten Kirche, wo eine Menge Menschen versammelt war, um den Brautzug zu sehen. Mich überlief Schauer auf Schauer; aber den beklemmendsten und schrecklichsten Eindruck, wenn ich so sagen darf, machte mir das Betragen der Braut, welche nach allem, was ich in ihrem Herzen hatte vorgehen sehen, seit die Gäste da waren, sich mit einer Gleichgültigkeit, mit einer Leichtigkeit und einem lächelnden Wesen betrug, das mich empörte und

erschütterte. Sie gieng ruhig und stolz zum Altar, keine Miene, keine Blässe verrieth den Kampf, der nothwendig in ihrem Innern vorgehen mußte; es war, als könne keine innerliche Regung durch diese feste Schale, welche Weltton und Selbstbeherrschung über ihr ganzes Wesen gezogen hatten, durchbrechen. Als der Priester die Formel auszusprechen anfing, und Wallners Blick in demselben Augenblick mit einem zärtlichen Ausdrucke auf den meinen fiel, überlief mich ein eiskaltes Grauen. Blums Bild, deine Hochzeitsfeyer, meine jetzige Lage, meine Zukunft, alles das drängte sich fürchterlich und beängstigend von allen Seiten auf mein Herz, und ich brach in einen Strom von Thränen aus, den ich zu verbergen nicht im Stande war. Zu meinem Glücke weinten, wie es bey solchen Ceremonien gebräuchlich ist, mehrere von der Verwandtschaft, — aus welchen Regungen, mag Gott wissen! — und so blieb meine Rührung unbemerkt; aber der Eindruck verschwand lange nicht aus meiner Seele, und noch jetzt kann ich nicht ohne Wehmuth daran denken.

Zu Hause warteten eine rauschende Musik, und eine neue Menge geladener Gäste auf uns. Trompeten- und Paukenschall empfing das Braut-

paar, als es in den Gesellschaftssaal trat, und alles strömte herbey, ihm Glück zu wünschen. Die Scene war außerordentlich lärmend, aber weit, weit von jener feyerlichen Stimmung, von einer ernsten Rührung entfernt, die nach meinem Gefühle einen so wichtigen Tag bezeichnen sollte. Nun rauschte alles an die Spieltische, und die wahrhaft schöne Musik verhallte, nur von wenigen gehört und genossen, vergebens im Nebenzimmer. Braut und Bräutigam brachten den ganzen Abend mit der größten Gleichgültigkeit bey den Karten zu; auch ich nahm gern ein Spiel an, um meinen Gedanken nicht Zeit zu lassen, sich auf Gegenstände zu richten, die nicht anders als schmerzlich für mich seyn konnten. Nachdem sich um eilf Uhr mehrere Gäste wegbegeben hatten, öffneten sich die Flügelthüren eines andern Zimmers, und ein prächtiges Souper duftete und strahlte, von hundert Lichtern auf schweren silbernen Leuchtern erleuchtet, uns entgegen. Von neuem erscholl, ungesehen von den Gästen, eine seelenerhebende Harmonie; und nun lagerte sich die Gesellschaft an den langen Tisch in bunter Reihe herum, der mit allem, was die Jahreszeit gibt und versagt, auf's kostbarste und verschwenderischste beladen war. Nach

einer Weile, als der Wein, der, ich möchte sagen, in Strömen floß, die Zungen gelöset und die Köpfe begeistert hatte, ertönten lautes Lachen, und mancher nicht eben allzuanständige Scherz über das Brautpaar. Um zwey Uhr zog sich alles zurück, und das schimmernde Fest war zu Ende, ohne daß jemand durch alle die verschwendeten Summen wahrhaftig fröhlich oder glücklicher geworden wäre; denn daß es das Brautpaar nicht werden konnte, das zeigte ihr Betragen allzudeutlich.

Der einzige Gewinn, den wir, oder vielmehr ich, bey dieser Heirath hatten, ist Julianens Entfernung, und die größere Stille im Hause, seit dem sie, und mit ihr alle die Unruhe, die ihre Vermählung machte, fort ist. Lisette schließt sich immer mehr an mich, und hat mir dieser Tage das Geheimniß ihres Herzens entdeckt. Ich dachte wohl, daß das gute Mädchen nicht glücklich sey, und ich hatte nicht geirrt. Sie liebt ohne Anschein eines glücklichen Ausgangs den jungen Seefeld, der Valsin Bruder, der kein Vermögen hat, und im Bureau seines Schwagers mit einem mäßigen Gehalt angestellt ist. Er wäre nun freylich im Stande, durch seinen Fleiß und Lisettens einst zu hoffendes Vermögen sie

anständig und bequem zu versorgen. Das ist's aber nicht, was man im Schöndorfschen Hause sucht. Man will Glanz, Ansehen oder ungeheures Vermögen; und von dem allen kann Seefeld nichts biethen. Am meisten war Juliane wider diese Liebe, und sie war es auch, die die Mutter, und durch diese den Vater, so außerordentlich dagegen einnahm. Nun da sie aus dem Hause ist, hofft Lisette wieder, und verspricht sich durch den guten Credit, in dem ich bey ihren Ältern stehe, und durch mein Verhältniß mit der Valsin, Unterstützung und mehrere Freyheit, ihren Geliebten zu sehen. Das arme Mädchen dauerte mich herzlich, als sie mir mit Thränen ihre Leiden klagte, und ich habe mir fest vorgenommen, alles, was in meinen Kräften steht, anzuwenden, um diesem jungen Paare, welches sich so treu, so zärtlich liebt, ein Glück zu verschaffen, das der Wille der Vorsicht mir versagt hat. O meine Schwester! Wie beseligend würde der Gedanke für mich seyn, sie durch mich beglückt zu sehen! Wenn irgend etwas auf der Welt mir noch eine Ahnung von Seligkeit verschaffen könnte, so würde es die Erfüllung dieses Wunsches seyn. Leb wohl!

Zwey und vierzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 4. May 1798.

Ich habe jetzt ziemliche Hoffnungen für die Aussichten der guten Lisette und des jungen Seefeld. Juliane, in ihren neuen Glanz versenkt, nimmt sich keine Zeit, an solche Kleinigkeiten zu denken. Sie lebt ganz in einer andern Welt, und ihr Haus ist auf den Fuß der Häuser vom hohen Adel eingerichtet. Jedes von den beyden Gatten wohnt und lebt für sich, obwohl in Einem Hause. Jedes hat seine Dienerschaft, seine Wohnzimmer, seine Equipage für sich; sie sehen sich höchstens bey Tische, und die Gesellschaften, die großen Theils aus Personen vom ersten Adel bestehen, fangen erst nach dem Theater an, wo die Frau Gräfinn ihre eigene Loge hat. Die alte Schöndorf weidet und son-

net sich, so zu sagen, an dem Glanze, der ihre Tochter umgibt. Auch in unserem Hause wimmelt es jetzt von Cavalieren und Damen. Es wird mit einer lächerlichen Großthuerey und im affectirt vertraulichen Tone von Grafen und Gräfinnen, wie von Gevattern und Gevatterinnen gesprochen, wenn sie nicht zugegen sind, und ihnen knechtisch gehuldigt, wenn sie kommen, und so gnädig sind, sich alles wohl schmecken zu lassen, was für solche Gäste mit thörichtem Aufwande aufgetragen wird. Mir wird das nach gerade zu sehr abgeschmackt und verächtlich, besonders wenn ich, wie es zuweilen geschieht, von dritter oder vierter Hand die geringschätzigen Bemerkungen und boshaften Spöttereyen höre, welche sich eben diese Cavaliere und Damen an andern Orten oder unter sich über das Haus erlauben, in welchem sie doch so manches bürgerliche Vergnügen zu genießen nicht verschmähten. Doch genug der Armseligkeiten. Sie ärgern mich, wenn ich sie sehe, und ich mag mir durch ihre Beschreibung meine Laune nicht mehr verderben.

Also von Lisetten und ihren Aussichten, der einzigen Angelegenheit, die jetzt noch in diesem Hause, und überhaupt auf der Welt, einiges

Interesse für mein abgestorbenes Gefühl hat. Ich habe es gewagt, mit der alten Schöndorf zu sprechen, ich habe ihr die Liebe der beyden Menschen, ihren Kummer, den wirklich schätzbaren Charakter des jungen Seefeld, Lisettens anspruchlose, stille Denkart, das Glück, das sie in einem kleinen Kreise, selbst bey eingeschränkten Glücksumständen, genießen würde, alles, alles mit einem Feuer und einer Beredsamkeit vorgestellt, worüber ich selbst erstaunte, und die die Mutter beynahe zu Thränen rührte. Sie versprach mir, über die Sache nachzudenken, bey günstiger Gelegenheit mit ihrem Manne zu sprechen, und vor der Hand nicht allein Lisetten nicht entgegen zu seyn, sondern auch ihrer älteren Tochter nichts von unserer Unterredung zu sagen. Der letzte Punct wird sie am schwersten ankommen. Doch verlasse ich mich auf ihre Herzensgüte. Als die Unterredung zu Ende war, fragte sie mich, indem sie mich lächelnd bey der Hand nahm: Aber woher kommt denn das lebhafte Interesse, daß Sie an dem Glücke und an der Liebe meiner Tochter nehmen? Wer hätte glauben sollen, daß Fräulein Brandner, das über den Punct der Liebe selbst so vernünftig, so gesetzt denkt, mit solchen schwär=

merischen Ausdrücken und solchem Feuer davon reden könnte? Ich erröthete, Therese! Aber warum erröthete ich? Ach, ich schämte mich, daß mein Herz sich verrathen, und Gefühle an den Tag gelegt hatte, welche zu zeigen in der großen Welt lächerlich ist. Meine Neigung zu Lisetten und die Hoffnung, ihr zu nützen, mußten mir zum Vorwande meiner Wärme dienen, und die Schöndorf war damit zufrieden. Nun aber entspann sich ein für mich peinliches Gespräch über mein Verhältniß mit Wallnern. Sie wollte wissen, wie ich mit ihm stände, ob und wann ich mich entschließen würde, die Seinige zu werden. Sie versicherte mich, daß er rasend in mich verliebt sey. Das war ihr eigener Ausdruck. Was konnte ich ihr sagen? Ich wußte es selbst nicht, ich hatte darüber noch nicht nachgedacht; und gefühlt? — äußerst wenig. Ich kann, das allein weiß ich bestimmt, Wallnern nun einmahl nicht lieben, wie ich das Wort verstehe, und wie Lisette es versteht. Das ist mir ganz unmöglich. Ich habe mich oft darüber befragt und gefunden, daß, wenn ich auch nie einen Andern gekannt und geliebt hätte, Wallner mir dennoch nie eine zärtliche Leidenschaft einflößen würde. Es ist etwas eigenes, gemessenes in seinem Betragen,

das mich entfernt, und, um das wahre Wort zu gebrauchen, ermüdet. Er soll mich rasend lieben? Es mag seyn; dann ist seine Raserey sehr consequent, sehr gelassen, und ich möchte ihn einmahl kalt sehen. Bey dem allen kann ich nicht sagen, daß er es an irgend etwas mangeln ließe, um mir seine Aufmerksamkeit, seine Achtung, seine Liebe zu bezeigen. Er läßt es an nichts mangeln; aber den Äußerungen seiner Liebe mangelt es doch an jenem unnennbaren, unerklärbaren Etwas, das sich nur fühlen, nicht beschreiben läßt, dessen Abwesenheit aber mir im Innersten meiner Seele widerlich und abstossend ist. Mein Verstand findet seine Rechnung bey ihm, er ist äußerst liebenswürdig in Gesellschaft, ich sehe, daß mich viele um ihn beneiden; aber mein Herz bleibt kalt, ungeachtet ich mich täglich zur dankbaren Erwiederung seiner Zärtlichkeit auffordere. Was ist das, Schwester? Woher kommt der Widerspruch?

Dennoch werde ich ihn heirathen, wenn er will; aber ich bin froh, daß er mir noch nichts Bestimmtes darüber gesagt hat. Adieu!

Drey und vierzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 3. Junius 1798.

Wie mir diese Menschen verächtlich werden, Therese! Wie klein, wie niedrig alle ihre Absichten, Leidenschaften und Plane sind! Nichts als Eigennutz regiert sie; und je näher man ihnen kommt, je gröber und sichtlicher werden die Fäden des Gewebes, womit sie die Armseligkeit ihres Wesens überhüllen, und das von Weitem aussieht, als ob etwas Schätzbares dahinter wäre. Es sind nun drey Wochen, daß ich mit der alten Schöndorf von den Angelegenheiten ihrer Tochter gesprochen, und sie gebethen habe, ihren Mann zu des Mädchens Besten zu stimmen. Dieser Schritt, an welchem dem Mutterherzen, meiner Meinung nach, so viel hätte liegen sol-

len, hat noch nicht geschehen können. Und warum? Frau von Schöndorf möchte gern eine neue Equipage haben, um sich im Park, der in dieser Jahrszeit sehr besucht wird, zu zeigen. Es ist zwar die alte noch recht hübsch; aber in dieser hat sie voriges Jahr ganz *** schon gesehen, und da kann man doch unmöglich wieder damit erscheinen. Man braucht also eine neue, und diese neue wird sechs oder acht hundert Gulden kosten. So viel konnte man weder vom Nadelgeld erübrigen, noch dem Küchenzettel aufbürden. Es muß der Mann darum angegangen werden. Man muß ihn in guter Laune erhalten, man muß einen fröhlichen Augenblick erhaschen, worin er, von Schmeichelezen bethört, gewähret, was seine Vernunft wohl sonst versagen würde; und darum kann die Mutter jetzt nicht mit dem Vater über das Glück ihres Kindes reden, weil ihm dieß die Laune und die Lust, das Geld herzugeben, verderben könnte. Wie armselig, wie elend!

Um das arme Mädchen doch einiger Maßen zu trösten, erlaubte sie ihr (ohne des Vaters Vorwissen) mit mir, so oft ich wollte, zur Valsin zu gehen, wo sie den Bruder derselben sehen und sprechen kann. Natürlich drang das Mäd-

chen nun sehr oft in mich, sie mitzunehmen, und zwang mich gleichsam, jenes Haus öfter zu besuchen, als ich selbst wollte. Ich hatte anfänglich nichts dagegen, als den Unwillen, den mir jeder heimliche Schleichweg einflößt, weil wir zu Hause ein Geheimniß daraus machen, und dem Vater auf alle Art verbergen mußten, an welchem Orte Lisette jetzt so viele Abende zubrachte. Ich unterhielt mich sehr gut bey der Valsin, und nichts störte meinen Genuß, als der etwas freyere Ton, der in unsern Spielen zu herrschen anfing, und die Gegenwart mehrerer Weiber, von denen es stadtkundig war, daß sie von Diesem oder Jenem ausgehalten würden. Indessen hatten die meisten dieser Personen einen solchen Grad von äußerer Liebenswürdigkeit, und so viel Anstrich von Geistesbildung, daß ihr angenehmer Umgang meinen Verstand gegen mein besseres Gefühl bestach. Aber mit Verwunderung bemerkte ich die immer zunehmende Pracht und Verschwendung in diesem Hause; und da Herr von Valsin niemahls bey diesen Abendunterhaltungen gegenwärtig war, welche stets ein sehr niedliches Souper schloß, so war es mir nicht wahrscheinlich, daß er so ganz aus seinem Charak-

ter treten, und mit voller Hand Geld zu Vergnügungen hergeben sollte, an denen er keinen Theil nahm. Wie unangenehm und empörend wurde mir aber neulich das Räthsel gelöset, als man bey uns zu Hause ganz ohne Scheu erzählte, daß Graf Van der Werth das ganze Haus aushalte, daß ihn die Valsin seit dem Tode seines Vaters, der vor einigen Monathen gestorben war, und seinem Sohne ein großes Vermögen hinterlassen hatte, vielleicht schon über zehn tausend Gulden gekostet, ja, daß er ihr zu Liebe, als sein Vater noch lebte, beträchtliche Schulden gemacht habe! Wie verächtlich, wie nichtswürdig kam mir das Weib in diesem Augenblick vor, deren Verhältniß zu dem Grafen ich bisher zwar nicht gerechtfertigt, aber mit innigem Gefühle für ihre traurige Lage entschuldigt hatte! Also d a s war es, was ich für Zärtlichkeit, für Bedürfniß des Geistes und Herzens bey einem feingebildeten Weibe hielt? D a s war's, worüber ich so manche bis dahin nicht verstandene Anspielungen hörte, die ich oft im Glauben an die bessere Denkart des verächtlichen Geschöpfes mit Hitze bekämpfte, und nicht selten dafür ausgelacht wurde?

Doch ich hatte noch nicht genug empörende

Erfahrungen gemacht, und die große Welt von ihrer häßlichen Kehrseite noch nicht in ihrem ganzen abscheulichen Lichte gesehen. Juliane, die seit ein paar Monathen verheirathet ist, spricht davon, sich scheiden zu lassen. Ihr Mann hat eine erklärte Maitresse unter dem Titel einer Haushälterinn bey sich. Daß es Julianen nicht um den Besitz seines Herzens zu thun ist, versteht sich wohl von selbst; aber jenes Weib nimmt sich Rechte und Freyheiten im Hause heraus, die keine ehrliebende Gattinn, viel weniger die stolze Juliane, ertragen würde. So ist nun ein offenbarer Krieg in jenem Hause ausgebrochen. Die Dienerschaft hat sich in zwey Theile getheilt, wovon einer dem Herrn, der andere, gewiß bessere, (diese Gerechtigkeit muß man Julianens untadelhaftem Betragen in Rücksicht der Sitten widerfahren lassen) der Frau anhängt. Die Schwiegerältern wollen auch ihr Wort dazu geben. Der Präsident, unwillig, sich hofmeistern zu lassen, hat ihnen das Haus verbothen, und setzt selbst den Fuß nicht mehr über unsere Schwelle; ja ließe seine Frau sich etwas verbiethen, so würde er auch ihr den Umgang mit ihren Ältern untersagen. Juliane ist, wenn sie allein oder unter ihren Verwandten sich be-

findet, vielmahl in einer Stimmung, wie ich mir das Gemüth der Erinnyen denke. Die Welt aber sieht nur die künstliche glatte Außenseite, die nichts von den Stürmen verräth, die ihr Inneres zerreißen. Eine sonderbare Befriedigung oder Beruhigung scheint ihr gährendes Gemüth jetzt am Spiele gefunden zu haben, das sie sonst nie liebte, aber jetzt bis zur Ausschweifung treibt. Sie spielt halbe Nächte, und so hoch, daß oft Tausende auf dem Spiele stehen. Ich glaube, die Heftigkeit ihres Wesens, die verzehrende Rastlosigkeit ihres Geistes finden nur in der großen Spannung zwischen Furcht und Hoffnung, die durch das Spiel unabläßig unterhalten wird, eine angemessene Beschäftigung. Wie dem immer sey, sie ist unglücklich, Niemand aus der ganzen Familie ist recht zufrieden, alles stößt, neckt und quält sich einander, und ich stehe mitten darunter mit krankhaft reitzbarem Gefühle, und einem höchst unbefriedigten, blutenden Herzen. O meine Therese! Wie wenig finde ich die Beruhigung und den Genuß in dieser großen Welt, den ich mir thörichter Weise davon versprach!

Wallner fährt fort, so galant und so kalt zu lieben, wie vorhin. Wir haben oft heftige

Scenen, Erklärungen, Aussöhnungen, die, wie ein gäher Windstoß, in die abgestorbene Gluth ein täuschendes Leben zu bringen scheinen. Aber es ist nur Schein, und bald sinken unsere Herzen zu ihrem natürlichen Froste herab. Wie lange wird das so dauern? Er spricht jetzt öfter als vorher von seinen Aussichten, von seiner Verbindung mit mir, die ihn, so sagt er, zum glücklichsten Menschen machen werde. Das kann seyn, nach seiner Art. Daß ihn aber eine abschlägige Antwort nicht unglücklich machen würde, das weiß ich. Dazu ist er viel zu besonnen —viel zu selbstsüchtig. Er hat eine eigene Philosophie, die er Lebensweisheit nennt, die ganz für ihn, aber nicht eben so für andere, die mit ihm leben, seyn mag. Alles beginnet in diesem Systeme vom Ich, und, was das Schlimmste ist, er hat so viel Menschenkenntniß und Erfahrung, daß er mir es schon ziemlich deutlich bewiesen hat, seine Philosophie sey, nur mehr oder weniger deutlich gedacht und ausgeführt, so ziemlich die Richtschnur und Regel aller Menschen. Ach, diese Erfahrungen, diese traurigen Beobachtungen, deren Wahrheit ich unmöglich läugnen kann, tragen auch das Ihrige bey, mein Gefühl zu vergällen, mir die Welt, in der ich

lebe, verhaßt, und Wallnern zuweilen, ich möchte sagen — fürchterlich zu machen. Ja, Therese, — fürchterlich! Denn welches wird mein Loos an der Seite dieses Mannes seyn, der allen Glauben an Menschenwerth, an Tugend, an Kraft und Willen zum Guten, um des Guten willen, durch traurige Erfahrungen verloren hat? Oft zwar ist's, als müßte ich ihn deßhalb bedauern; ich nehme mir dann vor, durch mein Betragen, durch die offene lautere Wahrheit meines Wesens wieder eine Möglichkeit von Menschenachtung in seiner erstorbenen Brust zu erwecken. Das denke ich, und will anfangen, ihn mit zarter Schonung zu behandeln, und seinen verdüsterten Sinn durch Aufzählung von Beyspielen guter, mehr als gewöhnlicher Menschen zu erheitern. Da bricht er plötzlich in ein lautes Gelächter aus, sagt ein Bonmot, oder macht einen unbedeutenden Spaß, und ich stürze auf einmahl aus meiner Idealwelt sehr unsanft in die Wirklichkeit herab.

Und doch ist er noch der Beste von allen, die ich kenne, derjenige, der am meisten Verstand, brauchbare Kenntnisse und feines Gefühl hat. Ach, ich werde nicht glücklich seyn! Aber ich werde ihn doch nach seiner Art glücklich

machen, und das soll mir genügen. Die kommende Woche gehen wir auf's Land, das heißt, wir werden mit all unserm städtischen Geräusche, Geschleppe und Geziere das Gartenhaus der Schöndorf in H*** bewohnen. Da werde ich vielleicht noch weniger Muße haben, dir zu schreiben; denn die Lebensart in diesen sogenannten Landhäusern ist noch rauschender, als in der Stadt. Doch kannst du darauf rechnen, daß jede freye heitere Minute dir gewidmet seyn wird.

Vier und vierzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 8. Junius 1798.

Welche Bekanntschaft habe ich gemacht? Wen habe ich gesehen und gesprochen? Seltig, Blums Jugendfreund, war auf vierzehn Tage von L** hierher gekommen. Seine Handelsverbindungen zogen ihn in das Schöndorfsche Haus. Ich hatte ihn nie gesehen; aber sein Nahme war mir nur allzubekannt. Ich saß die vorige Woche, in ziemlich trübe Gedanken versenkt, welche einige unangenehme Scenen mit Wallnern in mir erregt hatten, bey der Abendgesellschaft im Garten, und sah nicht von meiner Arbeit empor, als plötzlich der junge Schöndorf mir jemand vorstellte, der, wie er sagte, meine Bekanntschaft zu machen wünschte. Ich blickte auf, und sah

einen jungen Mann vor mir stehen, der, ohne im geringsten schön zu seyn, eine sehr empfehlende Bildung hatte. Herr Seltig aus L**! setzte Schöndorf hinzu, und ich unbegreifliche Thörinn erröthete bis in die Fingerspitzen, und war so verlegen, daß ich beynahe nichts zu antworten wußte. Indessen knüpfte sich das Gespräch bald an, und mir war, als ob ich einen theuren alten Freund nach langer Trennung und vielen Unglücksfällen wieder zum ersten Mahle sähe. Die ganze Gesellschaft reihete sich nach dem Kaffehtrinken um die Spieltische. Ich spiele nicht gern, Lisette auch nicht; und so entfernten wir uns von den Übrigen, und gingen mit Seltig und ein paar Männern die Alleen auf und ab. Blums Nahme wurde nicht genannt; aber ich fühlte wohl, daß Seltig mich beobachtete, und verschiedene Gespräche auf die Bahn brachte, um meine Äußerungen zu hören. Jetzt kam Wallner. Seltig faßte ihn scharf in's Auge, und verdoppelte seine Aufmerksamkeit auf uns beyde. Mir war das sehr ungelegen. Ich war schon vorher mit Wallnern unzufrieden gewesen, weil die Kälte, mit der er so viele Dinge übersieht, die mir heilig sind, mich empörte. Diese Unzufriedenheit hatte ich ihm heute Abends zei-

gen wollen, und nun mochte ich es doch vor Seltigs scharfem Späherblick nicht thun. Wie leicht hätte er meine Kälte gegen Wallnern für Verstellung, für falsche Scham vor ihm halten können! Doch war mir's in Seltigs Gegenwart, bey der traurigen Erinnerung, die er so lebhaft in meiner Brust erweckte, bey dem Unwillen über den kalten Weltmenschen Wallner, und bey den schmerzlichen Vergleichen, die sich unabläßig meiner Seele aufdrängten, beynahe nicht möglich, ihn warm und zutraulich zu behandeln. Das Bestreben, mich in dem gehörigen Gleichgewichte zu halten, die tausend streitenden Gefühle, welche sich in meinem Herzen kreuzten, ermüdeten endlich meinen Geist; ich fühlte meine Lebhaftigkeit dahin schwinden, und eine unaussprechliche Wehmuth sich meines ganzen Wesens bemächtigen. Wir hatten uns auf die Terasse gesetzt, von wo wir den aufgehenden Mond gerade vor uns sahen. Lisette bewunderte das schöne Schauspiel mit einigen empfindsamen Ausdrücken; denn das gute Mädchen, das von der Mutter eben nicht sorgfältig erzogen worden ist, hat ihre meiste Bildung aus Romanen. Wallner sagte ein paar fade Scherze über den Mann im Monde. Ich saß still, und hörte Seltig zu, der

mit wahrem Gefühl und anständigem Feuer die Empfindungen äußerte, die die heitere schöne Nacht in ihm weckte. Ach, wie lange hatte ich keine solche Sprache mehr gehört! Und zu welcher ganz andern Zeit, in welcher ganz anderen, seligen Lage hatte ich aus einem theuren Munde oft ähnliche Bemerkungen gehört! Dieser Gedanke wurde so lebhaft in mir, daß meine Thränen hervorbrachen. Ich bückte mich, als ob ich was aufzuheben hätte, und ließ durch diese Bewegung den zurückgeschlagenen Schleyer über mein Gesicht herabsinken, um meine nassen Augen zu verhüllen; ich fühlte mich unbeschreiblich unglücklich. So verging der erste Abend. Seltig war ein paar Tage darauf zu uns zu Mittag gebethen. Er kam, und ich weiß nicht, ob ich mich täuschte; aber es schien mir, er begegne mir mit mehr Achtung als das erste Mahl, wo sein Ton gegen mich etwas leicht, kalt, und zuweilen scharf gewesen war. Nach Tische fuhren wir nach dem benachbarten fürstlichen Garten. Seltig war mein Führer, weil Wallner nicht gegenwärtig war. Wir sprachen recht herzlich über verschiedene Gegenstände. Es war mir, als ob ich Seltig seit Jahren kennte, so ohne Zurückhaltung und mit aller Wärme meines Herzens

konnte ich mit ihm reden, und keine Furcht, miß-verstanden oder belächelt zu werden, störte den süßen Genuß. Seit langer Zeit hatte ich das Vergnügen eines offenen freundschaftlichen Umgangs entbehrt, und nur in Briefen an dich hatte sich mein Herz ergießen können. Mir war unbeschreiblich wohl; und doch war diese Freude mit einer Art von Wehmuth gemischt, die ich zu unterdrücken nicht vermochte.

Und wie ist es Ihnen möglich, sagte Seltig auf einmahl, nachdem wir über die geräuschvolle Lebensart in diesem Hause und über den wenigen Genuß, den sie Trotz ihrer Kostbarkeit und ihrem Glanze dem Herzen gewährt, gesprochen hatten — wie ist es Ihnen möglich, das alles mitzumachen? Warum verlassen sie den Strudel nicht, der die Kräfte Ihres Geistes und Körpers aufzehrt? (Ich hatte ihm gesagt, daß ich seit einiger Zeit einige Abnahme meiner Gesundheit fühlte.) Warum ziehen Sie sich nicht zurück? Warum kehren Sie nicht wieder zu den einfachen Freuden der Natur und eines stillen Lebens, in dem Ihnen gewiß wohl seyn würde? Diese Frage traf mein Innerstes. Ich war erschüttert. O ich hätte in Thränen ausbrechen, und ihm den unglücklichen Zustand meines Ge-

müths entdecken mögen; aber Scham und Furcht, mißverstanden zu werden, hielten mich ab. Herr Seltig! sagte ich nach einer ziemlich langen Pause, während welcher er mich genau betrachtete: Ich glaube, man muß die Freuden der großen Welt entweder nie genießen, oder nie verlassen. Der Übergang von ihnen zu den einfachen Freuden des stillen Lebens und der Natur ist sehr schwer. Man macht ihn gewöhnlich nur an der Hand der Liebe oder der Reue. Vor der zweyten Art wird mich Gott bewahren, und die erste hängt nicht von uns selbst ab. Ich sah zu Boden; denn ich hätte seinen Blick nicht ertragen können. Er antwortete mir nichts, es schien, als wäre es ihm leid, diesen Punct berührt zu haben; denn er fing bald darauf ein ganz verschiedenes Gespräch über einen gelegentlichen Gegenstand an, aber in meinem Herzen blieb der Stachel zurück, den er so unbarmherzig in dasselbe gedrückt hatte. Was kann ich denn thun? Welche Bahn bleibt mir offen, als mich von dem Strome forttreiben zu lassen, der alles um mich her mit sich reißt? Es ist wahr, ich bin nicht glücklich, und ich fühle tief, daß, so reizend mir diese Vergnügungen auch einige Zeit schienen, sie mir doch keinen wahren Genuß ge-

währen können. Die lange Weile verfolgt mich überall, und wenn sie mich ergreift, dann folgt der Schmerz der Erinnerung auf dem Fuße nach. Um ihnen zu entgehen, stürze ich mich in den rauschenden Wirbel der Unterhaltungen, und ergreife jede Gelegenheit, mich zu zerstreuen, mich mir selbst zu entfremden. Ich merke, daß meine Gesundheit darunter leidet, aber — zürne nicht, Schwester! ich weiß, daß es unrecht ist — aber ein geheimes Gefühl macht, daß ich mich darüber nicht betrüben kann. Was liegt daran, ob dieß zwecklose Daseyn früher oder später endige, und der Faden der unbedeutenden Tage um einige Umschwünge schneller bricht! Leb wohl! Nächstens mehr von Seltig.

Fünf und vierzigster Brief.

Ludwig Seltig an Ferdinand Blum.

L** den 16. Junius 1798.

Ich habe lange bey mir überlegt, ob ich dir wohl das schreiben sollte, was ich diese Tage hindurch erfahren und bemerkt habe. Ich habe alle Dafür und Dawider erwogen, und endlich gefunden, daß die Wahrheit, wenn sie auch schmerzt, immer und in jedem Falle dem schmeichelnden Scheine vorzuziehen sey, und daß die Furcht, meinem Freunde unnütze Reue zu erwecken, bey dem geringsten Schimmer von Möglichkeit, das ganze Lebensglück einer würdigen Person zu retten, in keinen Betracht kommen dürfe. Voll von dieser Überzeugung setze ich mich nieder, dir zu schreiben, und bitte dich nur, lieber Ferdinand, wenn mein Brief dich schmerzt, wenn ich gezwungen bin, alte Wunden deines Herzens aufzureißen, und ihm

vielleicht noch neue zu schlagen, dich an unsere Freundschaft zu erinnern, und keinem Grolle, keinem Argwohne oder Unwillen gegen mich in deinem Herzen Raum zu lassen, gegen mich, der, das schwöre ich bey der heiligen Erinnerung an unsere seligen Jugendtage, jeden Schlag doppelt mit empfindet, und bey jedem Vorwurfe zittert, den er dir machen muß.

Ich habe Leonoren kennen gelernt. Ich weiß, daß deine Seele bey diesem Nahmen bewegt wird. Einige Geschäfte machten meinen Aufenthalt in *** nöthig. Ich benützte diese Gelegenheit, die ehemahlige Geliebte meines Freundes kennen zu lernen, auf welche mich deine Liebe und dein Schicksal außerordentlich aufmerksam gemacht hatten. Ich ließ mich bey Schöndorf aufführen, wo es wahrlich nicht schwer ist, Zutritt zu erhalten, und fand das ganze Haus gerade so, wie ich mir es gedacht hatte. Der junge Schöndorf stellte mich auf mein Verlangen Leonoren vor. Aber wie erstaunte ich, sie s o zu finden! Du weißt, ich habe sie nie gekannt; und meine Seele hatte sich das Bild eines schönen, blühenden, munteren Mädchens mit einem großen Antheile Leichtsinn, Eigenliebe, Eitelkeit u. s. w. entworfen. Nun stand ich plötzlich vor

einer feinen, schlanken Gestalt, mit angenehmen Zügen, denen eine zarte Blässe und ein leichter Schatten von Gram etwas ungemein Anziehendes gaben. Sie bewillkommte mich mit sichtlicher Bestürzung, und eine hohe Röthe ergoß sich über ihr Gesicht. Ich sprach einige gleichgültige Dinge mit ihr, und nahm mir vor, sie genau zu beobachten. Ich fand ein anspruchloses, höchst anständiges Betragen, keine Spur von Coquetterie, zuweilen, wenn sie sich unbemerkt glaubte, sinnenden Ernst in den Zügen und besonders in dem düstern Blick ihrer blauen Augen, sonst eine ruhige Heiterkeit und ein stilles, bescheidenes Wesen. Wie verschieden war diese Erscheinung von dem Bilde meiner Phantasie! Ich begegnete ihr mit kalter Höflichkeit, in die sich unwillkürlich aus Liebe zu dir zuweilen etwas Schneidendes mischte; denn ich hatte große Vorurtheile gegen sie. Sie zeigte keine Empfindlichkeit, kein Zeichen gereitzter Eitelkeit; aber ich sah, daß sie sich Mühe gab, eine schöne Wärme, die sie zu einem offenen Betragen gegen mich hinzureißen schien, zu unterdrücken, und eine gelassenere Stimmung zu erkünsteln. Ihr Liebhaber, jener Baron Wallner, kam jetzt, und meine Neugierde stieg. Er drängte sich auf-

fallend an sie, und schien sich ihrer und ihrer Unterhaltung ausschließlich bemächtigen zu wollen. Sie vereitelte dieß ohne Affectation, und ohne der zarten Achtung zu nahe zu treten, mit der sie ihm überhaupt begegnete; doch glaubte ich deutlich zu sehen, daß sie nur sich selbst und ihre Wahl in ihm ehre. Meine Achtung gegen sie stieg unwillkürlich mit jeder Minute; aber ich gab mir ordentlich Mühe, das Gute nicht zu sehen, und nur das Böse oder vielmehr Verkehrte an einem Mädchen zu bemerken, das meinen Freund auf eine so unverzeihliche Art gekränkt hatte. Wir waren in den Garten gegangen. Der Mond stieg gegen über hinter den Bäumen empor, das schöne Schauspiel riß mich hin, ich benützte diese Gelegenheit, ich ließ meiner Empfindung freyen Lauf, und bediente mich einiger Ausdrücke, die ich dich bey deinem heißen Gefühle in ähnlichen Gelegenheiten hatte brauchen hören. Sie wurde auffallend still; sie seufzte, ließ den Schleyer über das Gesicht fallen, und konnte doch meinem scharfen Blicke die Thräne nicht verbergen, die in ihrem Auge glänzte. Mit einem Herzen voll unwillkürlichen Antheils und einem Kopfe voll Zweifel kam ich nach Hause. Und d a s soll das leichtsinnige, nur an Zerstreu-

ungen hangende Mädchen seyn, dachte ich, das im Stande war, heilige alte Bande mit sträflicher Gedankenlosigkeit zu zerreißen, und sich einem verführerischen Wüstling in die Arme zu werfen, bloß weil dieser ihrer Eitelkeit und ihrem Hange zur Zerstreuung schmeichelte? Ich konnte nicht einig mit mir werden, und verschob die Berichtigung meines Urtheils auf meine nächste Zusammenkunft. Zwey Tage darauf war ich bey Schöndorf zu Tische gebethen. Leonore empfing mich mit sichtbarer Freude, wie man einen alten Freund empfängt. Ein gutes Zeichen! dachte ich. Würde sie wohl den Muth haben, den innigsten Freund ihres ehemahligen Geliebten mit dieser Offenheit zu empfangen, wenn sie sich einer großen Schuld gegen diesen bewußt wäre? Wallner war nicht zugegen, und sie war heiterer und theilnehmender als neulich, wo seine Gegenwart ihr einigen Zwang anzulegen schien. Auch dieß gefiel mir. Nach Tische ward spatzieren gegangen. Ich führte Leonoren, ich brachte verschiedene Gegenstände auf die Bahn, Gegenstände, die nur ein unverdorbenes Gefühl, ein reines Herz mit Wärme umfassen kann. Sie that dieß, sie sprach mit inniger Theilnahme, oft mit Rührung, noch öfter mit verhaltener

Wehmuth. Sie gestand mir, daß die Freuden der Welt für sie gar keinen Reiz mehr hätten, daß die Lebensart im Schöndorfschen Hause immer weniger für sie passe, ja daß sie die nachtheiligen Folgen derselben für ihre Gesundheit, die mir überhaupt sehr zart und kränklich zu seyn scheint, fühle. Aber als ich sie aufforderte, dieser Lebensart zu entsagen, erklärte sie mir die Unmöglichkeit dieses Schrittes mit einer Resignation, und unterdrückten Wehmuth, die mich tief rührten. Ich sah sie dann noch ein paar Mahl, und fand sie sich immer gleich, ohne Spur von Verstellung oder Eitelkeit; ja auch sogar vom Leichtsinn — dem einzigen Fehler, den ich ihr, nach deinen Briefen über sie, vorwerfen zu müssen glaubte — möchte ich sie, wenigstens jetzt, freysprechen.

Ob du noch in ihrem Herzen lebst, wage ich nicht zu entscheiden. Dein Nahme wurde nicht genannt, und ich hüthete mich wohl, deiner zu erwähnen. Denn wozu hätte es dienen sollen? Liebt sie dich noch, so wäre es unedel gewesen, die Wunde wieder aufzureißen, und hat sie dich bereits vergessen, so konnte die Erinnerung an solche Verhältnisse sie nur in eine unangenehme Verlegenheit setzen. Daß sie sich aber keiner

großen Schuld gegen dich bewußt ist, uud dnß sie vielleicht — ich sage nur vielleicht; denn auch hierüber habe ich keine Gewißheit — sich von dir gekränkt oder sogar verlassen glaubt, ist sehr wahrscheinlich. Auf jeden Fall ist sie jetzt nicht glücklich, und, wenn sie dem Drange ihrer Umstände folgt, und Wallnern ihre Hand reicht, gewiß unglücklich. Sie scheint das sehr bestimmt zu fühlen; aber Zartgefühl und eine ängstliche Redlichkeit, die man ihr wahrlich nicht zum Fehler machen kann, werden sie hindern, zurück zu treten, und wenn in dieser Verlegenheit kein treuer Freund sich ihrer thätig annimmt, so wird sie ein Opfer mißgünstiger Umstände und arglistiger Menschen, die ihre schwache Seite kennen und benützen.

Aber wozu schreibst du mir das? Warum muß ich das wissen? rufst du jetzt vielleicht unwillig aus: Soll ich handelnd eingreifen? Soll ich, der Verschmähte, Zurückgesetzte jetzt plötzlich auftreten, sie warnen, alte Ansprüche geltend machen, und vielleicht, wenn sie mich längst vergessen hat, mit kalter Höflichkeit in die Schranken zurück gewiesen werden, die ich nicht hätte verlassen sollen? So sprichst du sicher. Mir ist's, als hörte ich dich schon. Aber Geduld,

Lieber! Ich verlange deine Mitwirkung nicht. Du sollst nur darum wissen; denn deine Verhältnisse zu mir machen meine Schritte bedeutender, als sie sonst wären, und man wird dich vielleicht nicht so theilnahmlos glauben, als du wirklich bist. Darum sollst du wissen, was ich zu thun gesonnen bin, und es steht dann bey dir, mir zu gestatten, oder zu verbiethen, ob und in wie fern ich dich in's Spiel mischen soll. Ich habe mich bereits nach allen Umständen bey unparteyischen Personen erkundigt, die von der Sache wissen konnten; ich habe Dinge erfahren, die Leonoren nicht bekannt seyn können, weil man sie ihr geflissentlich verbarg, und die sie doch wissen sollte. Ihr Vormund ist ein elender, eigennütziger Wicht, und Wallner einer der lockersten Bursche, der bis über die Ohren in Schulden steckt. Ich muß Leonoren schreiben, ich muß ihr ihre ganze Lage, alle Folgen ihres Schrittes vorstellen — gebethen habe ich sie ohne dieß schon bey meinem Abschiede, sich nicht zu übereilen, und ihre Antwort zeigte mir, daß sie meine verblümte Bitte wohl verstanden hatte — und ihr gerade zu abrathen. Bey einem gewöhnlichen Mädchen würde ich das nicht wagen. Bey Leono-

ren laufe ich keine Gefahr, und ich werde dem Briefe alles anvertrauen, was ich weiß, ohne die geringste Sorge, daß sie fähig wäre, einen Mißbrauch davon zu machen. Das ist mein Plan, und ich theile dir ihn vorläufig mit. Vielleicht bekomme ich noch deine Antwort, ehe ich meinen Brief an das unglückliche, liebenswürdige Mädchen absende; denn es fehlen mir noch ein paar Belege, die ich nothwendig brauche. Eile also, mir zu schreiben, mir deinen Entschluß in dieser Sache bekannt zu machen, und zugleich mein Herz zu beruhigen, das über den Kummer, den ich dir vielleicht mache, ängstlich schlägt! Zürne mir nicht, und lebe wohl!

Sechs und vierzigster Brief.

Baron Wallner an den Grafen Feldern.

*** den 20. Junius 1798.

Das sage ich dir, Brüderchen! wenn meine Schöne nicht bald Ernst macht, so geht meine Geduld zu Ende, und unsere Heirath in die Brüche. Das halte der Teufel aus! Ich kann es nicht mehr länger. So ein ganzes Jahr hindurch zärtlich, empfindsam, gewissenhaft und züchtig zu thun, wenn man so gar nichts von dem allen im Grunde des Herzens ist, und diese Rolle bey einem außerordentlich zartfühlenden, und, Trotz seiner anscheinenden Unerfahrenheit in diesem Puncte schlauen Geschöpfe zu spielen, das mir auf alle Worte lauert, alle meine Blicke bewacht, und aus jedem Zweifel saugt — ich sage dir, Feldern, es ist eine entsetzliche Aufgabe, die man nur unternehmen kann, wenn man das glänzende Ziel mit den hundert tausend Gulden

immer im Gesichte behält. Auch hat sie schon seit einiger Zeit angefangen, Unrath zu merken, z. B. in den Gesellschaften bey der Valsin, wo es denn, wie du weißt, nicht eben gar klösterlich zugeht, und wo ein vernünftiger Mensch, wie unser eins, sonst ganz in seinem Elemente war.

Wenn mir da unglücklicher Weise in einem Anfalle von lustiger Laune ein muthwilliger Scherz, oder eine kleine Zweydeutigkeit entwischt: hilf Himmel! da solltest du sehen, wie sie die Nase rümpft, wenn wir allein sind, mir den Text liest, und mich herunter macht, gleich einem Schulknaben, daß ich alle meine Geduld und die Erinnerung an alle meine dringenden Schulden zu Hülfe nehmen muß, um ihr den Handel nicht auf der Stelle aufzusagen. Freylich ist es mir noch jederzeit gelungen, sie wieder zu versöhnen; aber ich merke doch, daß jeder solche Vorfall ihre Neigung zu mir, die (die Wahrheit zu gestehen) nie recht groß war, wieder um ein Merkliches abgekühlt hat. Indessen wäre noch alles leidlich gegangen, wenn nicht mein Unstern einen gewissen Seltig, den treuen Pylades ihres noch immer nicht vergessenen alten Liebhabers, nach *** und in das Schöndorfsche Haus geführt hätte. Das ist gerade so ein

Mensch von ihrem Schlage, ein so rechtlicher, so ernsthafter und strenger Pedant, daß einem halbweg vernünftigen Mädchen die Zeit bey ihm zum Sterben lang würde. Aber das war Wasser auf Leonorens Mühle. Zuerst konnte sie sich wieder recht nach Herzenslust in jene langweiligen Zeiten hinein träumen, von denen sie so oft, und sogar mit mir sich untersteht, wie von einem Arkadien zu sprechen, aus dem sie ihr grausames Geschick verstossen habe, und zweytens war er ganz der Mann, ihre Mondscheinsphilosophie und ihre schwärmerischen Ausbrüche geduldig anzuhören und zu beantworten. Ich sage dir, Feldern, ich glaubte an jenem Abend, den wir mit dem Monsieur im Garten zubrachten, der Teufel müsse mich hohlen über allen den empfindsamen Unsinn, den sie da um die Wette auskramten! Das Ärgste war, daß ich nicht allein nicht lachen oder spotten, daß ich sogar zum Theil den närrischen Leuten Recht geben mußte, um nicht für ein verruchtes Weltkind zu gelten. Seit dem unseligen Besuche dieses Menschen ist Leonore noch reizbarer, und, was das Schlimmste ist, noch kälter gegen mich geworden. Wie ich sage, ich habe alle Mühe von der Welt, die Sache nur so leidlich im Geleise

zu erhalten; und wenn ich sie nicht bald dahin bringe, mir die Hand zu reichen, so weiß ich nicht, wie das noch enden wird. Doch gebe ich noch nichts verloren. So lang unsere schwindsüchtige Liebe noch einen Funken Leben hat, habe ich auch noch Hoffnung; aber klein, klein ist dieser Funke, das muß ich gestehen, und es gehört viel Kunst dazu, ihn am Leben zu erhalten.

Bey Kelm geht es, wie ich dachte, oder auch nicht ganz so, wie ich dachte; denn Juliane, kaum seit zwey Monathen verheirathet, dringt schon jetzt auf die Scheidung. Er hat es aber auch ein bißchen zu arg gemacht, und Madame Hellmann beträgt sich mit einem Übermuthe, den kein Weib, viel weniger Juliane dulden kann. Ich weiß wohl, was Kelm dabey für Absichten hatte. Er dachte seiner Frau, deren Herrschsucht er kannte, das neue Jahr, wie man sagt, abzugewinnen; aber er hat vergessen, ihren Stolz, und manche andere wirklich schätzbare Eigenschaft in Anschlag zu bringen. Er hat sie behandelt wie ein gemeines Weib, und das ist Juliane nicht. Überhaupt ist es ein Fehler, in den so viele meines Geschlechts fallen, die sich doch rühmen, die Welt und die Weiber zu kennen, daß sie sie alle nach Einem Maßstabe be-

handeln, ohne auf die tausenderley Verschieden-
heiten zu achten, welche Lage, Erziehung, selbst
augenblickliche Verhältnisse in diesen zarten leicht
beweglichen Wesen hervorbringen, und welche
sogar die allgemeinen Geschlechtsfehler unter tau-
senderley durch diese Verschiedenheiten oft ganz
unkenntlichen Gestalten erscheinen machen. Doch
ich sehe dich lachen über mein Auskramen von
Theorien und Systemen, während mich die mei-
nigen selbst zu verlassen scheinen. Aber Leonore
ist auch ein ganz eigenes Wesen, auf welches
gewöhnliche Beobachtungen nicht passen, und
das eine ganz eigene Behandlung erfordert. Und
habe ich sie denn schon verloren? Nichts weniger
als das, mein Freund! Vielmehr hoffe ich mit
Grund, es soll mir nicht daran fehlen, irgend
einen überraschenden Theaterstreich zu ersinnen,
der sie plötzlich aufschreckt, und mir in die Arme
jagt. Wenn alles fehlt, werde ich sterbenskrank,
und auf dem Todbette werden Mitleid und Zart-
gefühl sie bewegen, mir ihre Hand zu geben.

Sieben und vierzigster Brief.

Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

H** den 28. Junius 1798.

Ich habe dir jetzt lange nicht geschrieben; aber du wirst mich gern entschuldigen, wenn du die Ursache hören wirst. Ich war diese ganze Zeit über öfters nicht wohl, ohne eben bestimmt krank zu seyn. Der Arzt nannte mein Übel Krämpfungen, Nervenschwäche, und erklärte, daß es nicht im mindesten gefährlich wäre. Das mag seyn; ich war auch nicht im geringsten besorgt. Aber das ist auch ein Leiden, das ich in den seligen Tagen meiner stillen frühen Jugend nicht kannte, und das, wie der Arzt und meine eigene Erfahrung sagen, größten Theils von der unregelmäßigen Lebensart herrührt, die aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag macht, und die Kräf-

te des Geistes durch allzu große Zerstreuung, durch allzugesuchte Kost und rastloses Herumtreiben aufreibt. Ja, meine Schwester, ich sehe immer mehr und mehr ein, was du mir so oft sagtest: weder mein Herz noch meine Gesundheit ist für das Taumelleben gemacht, das ich führe; aber dennoch würde diese gewiß nicht so schnell untergraben worden seyn, wenn jenes, von keinem innern Gram zerrissen, mir verstattet hätte, die Freuden und Zerstreuungen unbefangen und froh zu genießen.

Ich habe mit Wallnern wieder sehr unangenehme Auftritte gehabt. Der Ton bey der Valsin wird immer lauter, immer freyer. Eine Zeitlang hielt sich Wallner so ziemlich zurück, zum mindesten in meiner Gegenwart; aber je lauer seine Liebe wird, je weniger vermag sie dem wahren Hange seines Herzens zu widerstehen, und er stimmt oft mit voller Seele in die sittenlosen zweydeutigen Scherze und Gespräche ein, die man sich häufig dort erlaubt. Ich habe ihm Vorwürfe darüber gemacht, aber nichts damit erhalten, als Lachen und Spott über meinen Hang zur Schwärmerey; und bey der Gelegenheit enthüllte er eine Art, über unser Geschlecht und die Welt zu denken, daß mir davor schauderte. Ich

bezeigte ihm meinen Abscheu vor solchen Grundsätzen; er trieb eine Weile Possen. Ich machte ihm heftige Vorwürfe, und konnte mich der Thränen nicht ganz enthalten; da stürzte er plötzlich vor mir auf die Kniee, und versicherte mich mit einem Tone, der unmöglich ganz Heucheley seyn konnte, daß er mich wirklich verehre, daß ihm meine Denkart Hochachtung einflöße, daß er aber bedaure, mich die Welt aus einem so phantastischen Gesichtspuncte betrachten zu sehen, den mir Zeit und Erfahrung gewiß einst sehr unsanft verrücken würden. So endigte dieß Gespräch, ohne daß ich ihm zürnen konnte, aber auch ohne daß er mich gerührt oder näher an sich gezogen hätte. Indeß ist mein Vorsatz, den Umgang mit der Valsin nach und nach aufzuheben, besonders da die Hauptabsicht, die mich hinzog, aufgehört hat. Lisette hat, weil ihre Mutter immer zögerte, auf meinen Rath mit ihrem Vater gesprochen, und ihn viel geneigter gefunden, als das arme Mädchen dachte. Er hat nichts wider Seefelds Person, ja er schätzt und ehrt seine Sitten, seinen Charakter, und hat ihr erlaubt, ihn zuweilen im Hause zu sehen, nur mit der nöthigen Vorsicht und ohne Aufsehen, damit die Sache nicht früher kund werde,

ehe der junge Mann so viel erwerben wird, um ihr seine Hand mit einer standesmäßigen Versorgung zu biethen. Lisette ist ganz entzückt und höchst zufrieden. Ich wäre es nicht an ihrem Platze. Denn was heißt das Ganze? Seefeld steht jetzt schon so gut, daß er mit einem Mädchen, das eigenes Vermögen besitzt, und nicht unmäßige Forderungen macht, sehr bequem leben könnte. Aber das ist dem Glanz und Pracht liebenden Vater zu wenig. Das Glück des jungen Paares muß also verschoben, ihre Liebe vor der Welt verborgen werden, damit, wenn vielleicht während der Zeit sich ein reicherer Freyer fände, dieser durch kein Stadtgerücht abgeschreckt werde, und die köstliche Waare immer für den Meistbiethenden aufgehoben bleibe. Kommt keiner, und hat Seefeld mit der Zeit einen höheren Rang und mehrere Einkünfte, so mag er sie hinnehmen! Welche niedrige Speculation! Welche grausame Art, mit dem Wohl seiner Kinder zu spielen! Lisette ist aber glücklich wie eine Königinn; und so bin ich denn auch zufrieden, um so mehr, da ich nicht nöthig habe, zu Walsin zu gehen.

Seltig ist abgereist. Zwey Tage vorher war er bey uns, um Abschied zu nehmen. Er betrug

sich so achtungsvoll, so freundschaftlich gegen mich, daß es mir unaussprechlich wohl that. Er ist ein edler guter Mann, ein trefflicher Vater und Gatte. Mit welcher Innigkeit sprach er von seinen Lieben, mit welcher schönen und unüberspannten Sehnsucht von dem Vergnügen, sie bald wieder zu umarmen! Wie reizend stellte sich bey diesem Gespräche das Glück des häuslichen Lebens, dieses allzu schöne Phantom, meiner Seele dar! Seltigs Wärme, mit der er davon sprach, erweckte meinen Glauben daran auf's neue. Ach, in dem Cirkel der großen Welt wäre ich beynahe zu der Überzeugung gelangt, daß es auf Erden nirgends anzutreffen sey, und für mich ist's auch auf ewig verloren! Seltig erwähnte seines Freundes nie, und ich hätte doch so gern, so gern gewußt, wie es ihm geht, was er macht, ob er recht glücklich ist, ob er — ach, ich hätte tausend Fragen gehabt, und durfte nicht Eine wagen. Endlich versuchte ich doch Eine, die von fern Bezug darauf hatte. Ich fragte ihn, ob er nicht bey Frau von Lessert gewesen sey? Frau von Lessert? sagte er fragend, als ob er sich erst besinnen müsse, wer das sey. Ah, Blums Tante! sagte er endlich: Nein, da war ich nicht. Was sollte ich dort? Ich bin kaum be=

kannt, und meine Zeit ist genau zugemessen. Fräulein Babette ist ein schönes artiges Mädchen, setzte ich ziemlich thöricht hinzu. Glauben Sie wohl, antwortete er, daß das genug ist, um mich anzuziehen? Ich dächte doch, Sie hätten eine bessere Meinung von mir. Sieh, Therese, diese Kälte und Fremdheit gewährte mir thörichtem Geschöpfe eine unaussprechliche Beruhigung. Schilt mich nicht! Ich fand Grund darin, zu hoffen, ja liebe Schwester, zu hoffen, daß Blums Liebe zu seiner Cousine doch nicht so warm seyn müsse, als ich mir dachte. Würde Seltig denn nicht die Geliebte seines Freundes besuchen? Würde ihm nicht ihr Nahme geläufiger seyn? O, diese Bemerkung, so geringfügig sie vielleicht scheinen mag, so wenig sie mir in meiner Lage nützt, machte mich auf einige Augenblicke sehr glücklich. Beym Fortgehen sagte mir Seltig, er scheide mit ganz andern Ideen von mir, als mit denen er mich kennen gelernt habe, er wünsche, daß ich recht glücklich seyn möge, und er bäthe mich nur, einen Entschluß nicht zu übereilen, der gewiß nicht zu meinem Glücke führen würde. Was kann er wohl anders meinen, als meine Verbindung mit Wallnern? O, ich habe ohne dieß nicht Lust, diese Bande so schnell

auf mich zu nehmen; und hätte ich sie auch, so würde Seltigs Äußerung ein großes Gewicht in die entgegengesetzte Schale legen. Wallner wird zwar immer dringender; aber ich kann und werde mich nicht sobald dazu entschließen. Leb wohl!

Acht und vierzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

H** den 6. Julius 1798.

Es ist vorbey, es ist beschlossen! Ich kann Wallners Gattinn nicht werden. Dieser Entschluß, der lange schon dunkel im Innersten meiner Seele lag, der so ganz mit dem tiefsten Gefühle meines Herzens zusammen stimmte, ist nun durch eine Begebenheit, wie der Funke aus dem Steine, hervorgeschlagen, und steht unwiderruflich da. O meine Schwester! Auf welchem Pfade taumelte ich sorgenlos dahin! Zu welchem Abgrunde führte mich der blumige, schlüpfrige Weg, auf welchen Zufall, böse Menschen und mein eigener Leichtsinn mich geleitet hatten! Aber der Zauber ist zernichtet, und das Laster, die Sittenlosigkeit stehen in ihrer ganzen Häßlichkeit unverschleyert vor mir.

Eine Nacht hat hingereicht, um mir die Augen zu öffnen, und mich mir selbst wieder zu geben. Aber nun steht auch mein Entschluß fest. Fort, fort von diesen Menschen, aus diesen magischen Kreisen, aus diesem betäubenden Gewühle, das die besseren Seelenkräfte verderblich in Schlummer wiegt, damit das unbewachte Herz ein Raub der Verführung werde! Doch ich könnte noch lange so fortreden, ohne daß du mich verständest; und das solltest du doch. Ich muß mich aber erst sammeln, und das empörte Gefühl sich senken lassen, ehe es mir möglich ist, dir die Begebenheiten der vorigen Tage in gehöriger Ordnung zu erzählen.

Du weißt, daß ich mir vorgenommen hatte, seltener zu Valsin zu gehen. Ich that es auch, und vermied so viel, als sich mit Anstand thun ließ, ihre Gesellschaft. Sie bemerkte dieß bald, und kam also vor einigen Tagen, mir Vorwürfe zu machen. Sie beklagte sich über meine Kälte, über meine Vernachläßigung ihrer Liebe mit einem so freundschaftlichen, zutraulichen Tone, daß es mir nicht möglich war, diesem Weibe, dem jede Art, die Herzen zu gewinnen, so sehr zu Gebothe steht, die wahre, natürlicher Weise beleidigende Ursache meines Wegbleibens zu sa-

gen. Ich schützte also einige Arbeiten und öftere Unpäßlichkeiten vor, und, da sie von den letzteren gehört hatte, so fand ich, oder schien wenigstens vollen Glauben zu finden. Um aber nun, wie sie sagte, unsere Versöhnung zu besiegeln, und zu beweisen, daß ich keinen Groll gegen sie hege, sollte ich ihr das Vergnügen nicht abschlagen, mit ihr den folgenden Tag auf einen Ball nach M**, eine Stunde von hier, zu fahren. Was wollte ich thun? Um nicht unartig zu scheinen, willigte ich endlich, nach einigen Versuchen, mich zu entschuldigen, ein, und sie verließ mich mit neuen Versicherungen ihrer innigen Freundschaft. Am andern Tage, nähmlich vorgestern gegen Abend, fuhr sie um die bestimmte Stunde bey uns vor. Ich hatte sie schon erwartet, und eilte hinab; sie kam mir auf der Hausflur entgegen, und sah sehr reizend aus. Ihr Haar war auf eine besonders geschmackvolle Art geordnet; von ihrem Anzuge konnte ich nichts sehen, weil sie des Staubes wegen, eben so wie ich, in einen taffetenen Überrock gehüllt war. Als wir vor das Thor traten, fand ich zu meinem nicht geringen Mißvergnügen die Herborn und den Grafen Van der Werth bey ihr im Wagen. Jetzt war indeß nichts mehr

zu thun, als einzusteigen. Es war mir schon nicht angenehm, auf dem Balle in Gesellschaft der Walsin und ihres Galans zu erscheinen; die Gegenwart dieser Herborn aber war mir unbeschreiblich widerlich. Ich war unzufrieden, und folglich sehr still. Die Walsin bemerkte es, und befragte mich. Ich schützte leichten Kopfweh vor, und wir kamen zum Balle. Stelle dir meinen Verdruß vor, als hier beym Eintritt in das Vorzimmer meine beyden Begleiterinnen die Überröcke abwarfen, und nun in einer zwar reizenden, aber so freyen, so unverschämten Nymphentracht vor mir standen, daß mir ihr Anblick das Blut in's Gesicht jagte. Wir hatten auch kaum den Saal betreten, als ein Heer von Stutzern, von galanten und lockern Burschen und Männern sich um uns sammelte, die beyden Damen mit kühnen Schmeicheleyen überhäufte, und mich, weil ich in ihrer Gesellschaft war, auf gleiche Art zu behandeln anfing. Vergebens rief ich alle Würde, deren mein Äußeres fähig war, auf, um dem ausgelassenen Schwarm Achtung zu gebiethen. Ich erregte im Anfange nur Lächeln; aber endlich bewirkte ich doch so viel, daß sie mich als abgeschmackt in Ruhe

ließen. Jetzt kam Wallner. Ich betrachtete ihn, wie einen vom Himmel Gesandten, und hoffte thörichter Weise unter seinem Schutze sicher zu seyn; aber der sittenlose Ton war nur zu verwandt mit seiner eigenen Denkart, und er stimmte mit voller Seele ein. Nun war ich ganz verlassen. Ich tanzte nicht, fühlte Langeweile, und, was immer geschieht, wenn dieses Übel sich mir nahet, tausend schmerzhafte Erinnerungen erwachten in meiner Brust, und zerrissen mein ohne dieß verstimmtes Gemüth. Nun gingen wir zum Souper, die Herborn mit ihrem alten Liebhaber, die Valsin, ich, Van der Werth, Wallner und noch ein paar Männer. Anfangs ging es ganz leidlich; aber nachdem Punsch und Champagner die letzten Bande der Vernunft und Schicklichkeit gelöset hatten, fingen Scherze an, worüber ich noch jetzt erröthe. Wie häßlich, wie empörend kamen mir diese Menschen in der halben Trunkenheit vor! Aber vor allen beleidigte mich Wallner, er, den ich eines so pöbelhaften Vergnügens, einer so niedrigen Denkart doch nicht fähig gehalten hatte. Auch er war betrunken; und als wir vom Souper aufstanden, und ich mit ihm in den Zimmern herumging, fing er an, sich ein so beleidigendes Betragen zu er-

lauben, daß mir Thränen des Zorns und Unwillens in die Augen traten. Ich riß meinen Arm aus dem seinigen, sagte ihm mit vieler Bitterkeit, was ich von ihm dachte, und eilte allein in den Saal. Mein Herz war so empört, meine ganze Seele so in Aufruhr, daß ich beynahe nicht wußte, was ich that. Zum Glücke erblickte ich unsern Buchhalter Rechtler, einen redlichen alten Mann, den ich von jeher mit Achtung betrachtet hatte, und der auch mir mit vorzüglicher Freundschaft begegnet war. Er war mit seiner Frau da; ich eilte auf ihn zu, und beschwor ihn, mir zu erlauben, daß ich mich in ihren Schutz begeben, und auch mit ihnen nach Hause fahren dürfe. Er sah mich verwundert an; aber er bewilligte meine Bitte mit vieler Gutmüthigkeit, und führte mich zu seiner Frau, einer angenehmen Matrone, die mich freundlich aufnahm, und mir Platz machte. Nun ging ich zur Valsin, und entschuldigte mich unter dem Vorwande eines starken Kopfschmerzens, daß ich nicht mit ihr zurück fahren könnte, weil sie vielleicht bis zum Morgen zu bleiben gesonnen wäre, und ich eine Gesellschaft gefunden hätte, die bald aufbrechen und mich mitnehmen würde. Sie war betroffen; aber sie both mir mit vieler Artigkeit

an, den Augenblick nach Hause zu fahren. Ich versicherte sie, daß es mir sehr leid thun würde, sie von ihrem Vergnügen abzuziehen u. s. w., was man in solchen Gelegenheiten zu sagen pflegt. Die Valsin schien empfindlich zu werden; mir lag da nichts daran. So schieden wir auseinander, und ich setzte mich zu meiner guten Frau Rechtler. Jetzt kam auch ihr Mann zu uns, und befragte mich mit freundschaftlicher Theilnahme um die Ursache meiner Aufwallung. Ich verbarg sie ihm nicht, und erzählte ihm aufrichtig alles, bis auf das, was Wallnern betraf. Ich hatte zu viel Achtung für mich selbst, als daß ich den Mann, den ich selbst gewählt hatte, in fremden Augen so tief hätte herabsetzen sollen, als er in den meinigen gesunken war. Nun Gottlob! unterbrach auf einmahl der würdige Mann meine Erzählung: Gottlob, daß Sie endlich dahin gekommen sind, wohin Sie mein Herz schon lange gewünscht hat! Glauben Sie mir, liebes Fräulein! Der Umgang mit solchen Frauen hat Ihnen mehr geschadet, als Sie vielleicht denken können. Man schließt sehr gern von der Gesellschaft auf die Denkart der Leute, und die Welt ist ohnedieß immer geneigt, das Schlimmere zu glauben. Ja, setzte die Frau mit gut-

müthiger Redseligkeit hinzu: Ich weiß von guter Hand, daß mehrere Frauen sich über des Fräuleins Freundschaft mit der Valsin und Herborn geärgert haben, daß sie sie Ihnen sehr verdachten, und ihren Töchtern darum nicht gern erlauben wollten, mit dem Fräulein umzugehen. Mein Gott! rief ich aus, und mein Herz bebte bey dem Gedanken: So weit war es schon gekommen? Ach, liebe Frau Rechtler! Warum warnten Sie mich nicht? Warum fand sich denn kein Mensch, der so barmherzig gewesen wäre, mich mit dem Gerede der Welt bekannt zu machen? Eben weil es ein Gerede war, fiel der Mann mir in's Wort, und ich sah, daß er seiner Frau mit den Augen winkte, nicht weiter zu sprechen. Aber sie ließ sich nicht irre machen, und überhäufte mich mit Bemerkungen und Erzählungen von Der und Jener, von Diesem und Jenem, die alle darauf hinausliefen, mir zu verstehen zu geben, daß man die Menschen nach ihrem Umgange zu beurtheilen pflege, und daß man daher nicht ohne Grund eine Ähnlichkeit der Denkart zwischen mir und den Weibern, mit denen man mich so oft sah, voraussetzte. Gott! Welches Heer von schrecklichen unabsehbaren Fol-

gen meiner Thorheit und Schwachheit stellte sich jetzt auf einmahl meinen Blicken dar! Ich zitterte, ich wurde blaß, und war eine Weile nicht vermögend, der Rechtler zu antworten. Vielleicht war es auch nicht nöthig; denn mir scheint, sie hörte nicht auf zu reden, obwohl ich durch einige Secunden so betäubt war, daß ich nichts von allem wußte, was um mich vorging. Als ich mich wieder besinnen konnte, hörte ich, daß sie fragte, ob mir übel sey; ich sähe so blaß aus. Mir war diese Vermuthung willkommen, nm meine Verwirrung zu entschuldigen. Ich sagte also, daß mein Kopfweh immer stärker würde. Die guten Menschen waren sogleich bereit, mir zu helfen. Er eilte fort, um den Wagen zu bestellen, und sie führte mich in ein Nebenzimmer, wo man das Geräusch der Musik und der Tanzenden weniger hörte. Hier begegnete sie mir mit so vieler Sorgfalt und Güte, daß ich ihr den tödtlichen Schmerz verzeihen mußte, den mir ihr Geschwätz verursacht hatte. Und hatte sie denn nicht die Wahrheit gesagt? Mußte ich nicht froh seyn, endlich einmahl die Gestalt zu kennen, unter welcher ich der Welt erschien, und zu wissen, was diese, und selbst meine Feinde von mir dachten? Nun konnte ich doch meine

Maßregeln nehmen, und mein Betragen darnach richten. Als wir eine Weile im Nebenzimmer gesessen hatten, kam Wallner, noch immer stark benebelt, zu uns. Er hatte mit Erstaunen von der Valsin gehört, daß ich mich übel befände, und ohne sie zurück kehren wolle. Er schien sehr besorgt, und wollte mich bereden, zu bleiben. Ich dankte ihm artig — denn ich wollte ihn vor Rechtlern nicht beschämen — aber auf eine Weise, die ihm zeigte, daß mein Entschluß, nicht mit der Valsin zu gehen, unwiderruflich sey. Indeß kam Rechtlers Wagen. Wallner begleitete mich über die Treppe, und nahm zärtlich Abschied von mir. Ich duldete es, ohne es zu erwiedern, und so brachten mich meine beyden Begleiter um zwey Uhr nach Hause, wo ich mit innigem Danke und dem Vorsatz, ihnen dieses Gefühl künftig noch besser zu zeigen, von ihnen schied.

Ich warf mich schnell in's Bett; aber ich konnte keine Ruhe finden. Tausend schreckliche Bilder schwebten vor meiner Seele, und die Zukunft lag, wie eine finstere grauenvolle Wildniß, vor mir, in der ich keinen Trost, keine Freuden mehr zu hoffen hatte. Ich sah meinen guten Ruf befleckt, mich in die Classe verworfener Weiber gesetzt, und von der Welt mit ihnen ver-

mengt. Ich stand im Begriffe, meine Hand einem Menschen zu reichen, dessen Sittenlosigkeit sich mir heute ganz enthüllt hatte. Alle diese Vorstellungen stürmten auf mich, meine Kräfte erlagen endlich, ich sank ohne Bewußtseyn, ob in Ohnmacht, ob in Schlummer, weiß ich nicht; denn als ich erwachte, war es bereits zehn Uhr. Aber ich fand mich so krank, daß ich, als ich versucht hatte, aufzustehen, mich sogleich wieder niederlegen mußte. Doch diese Abspannung meiner ganzen Natur hatte auch das tobende Gewühl in meiner Brust besänftigt; ich fühlte mich nur unglücklich, aber nicht mehr so empört, so zerrüttet, wie vor dem Schlummer.

Nur der Entschluß blieb mir aus der Verwirrung von Ideen, Planen und Entschließungen, die die vergangene Nacht in meiner Seele auf und ab gefluthet hatten, mit Wallnern gänzlich zu brechen, nie wieder mit der Valsin umzugehen, und wo möglich auch das Schöndorfsche Haus zu verlassen. Dieser bestimmte Vorsatz gab meinem Herzen eine Art von Stille, von tröstender Empfindung. Nach Tische ließ sich Wallner melden. Ich war nicht im Stande gewesen, das Bett zu verlassen, und ließ mich also entschuldigen. Die folgende Nacht war ruhi-

ger, als ich sie erwartet hatte. Vermuthlich trug die gänzliche Erschöpfung dazu bey, in der ich mich befand. Ich versuchte es gestern, aufzustehen, und konnte auch aufbleiben, obwohl ich das Zimmer nicht verließ, und froh war, in meiner Unpäßlichkeit einen Vorwand zur Vermeidung unserer Gesellschaften zu finden. Nach Tische, als ich mich ein wenig gestärkter fühlte, schrieb ich an Wallnern, erklärte ihm bestimmt meinen Entschluß, und sandte den Brief in die Stadt. Heute wird er vermuthlich kommen. Ich erwarte ihn mit Fassung; aber mit dem heiligen Vorsatze, daß keine Überredung, keine wahre oder geheuchelte Reue, keine anscheinende Verzweiflung mich wankend machen sollen. Ich fürchte den Auftritt; aber er ist nothwendig, und so waffne ich mich mit Muth. Leb recht wohl, liebste Schwester!

Neun und vierzigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

London den 15. Julius 1798.

So hast auch du dich gegen mich verschworen? Auch du trittst auf die Seite meiner innern Feinde, und vereinigst dich mit den tausend quälenden Stimmen, die unaufhörlich meine Seele bestürmen? Leonore wäre schuldlos? Ich hätte sie mißverstanden? Ich hätte unrecht an ihr gehandelt? O Ludwig! Nur zu oft steigen diese Gedanken schmerzend in meiner Seele empor, und es ist mir nicht mehr möglich, jetzt, da die tobenden Stürme sich gelegt haben, alles in dem Lichte zu sehen, in dem ich es in *** sah. Und dennoch, Ludwig, kann ich mich nicht beruhigen, kann ich nicht untersuchen, und will es auch nicht. Sieh, das ist das Eigene, das

Quälende meiner Lage, daß ich wünschen muß, in meinen ungünstigen Vorstellungen von Leonoren bestärkt zu werden, daß ich jede Aufklärung der unseligen Mißverständnisse, die uns dazumahl trennten, zu fliehen gezwungen bin. Denn ist sie nicht eines Andern? Wird sie ihm nicht bald ihre Hand reichen, was du auch von ihrer Kälte gegen ihn beobachtet zu haben meinst? Und ist es nicht besser für mich, wenn ich sie dann wenigstens schuldig denken, wenn ich mir mit halber Sicherheit zum mindesten sagen kann: Du hättest sie nicht glücklich gemacht, du wärest nicht glücklich mit ihr geworden?

Ludwig! Ich bin sehr unglücklich! Was ich auch von der Zerstreuung der Reise hoffte, ich habe es nicht gefunden. Mein Schmerz ist mir, ein allzu treuer Begleiter, auch über's Meer gefolgt, und der Aufenthalt in dieser Insel voll Nebel, wo nur selten ein heiterer Sonnenblick die düstern Wolken zerstreuet, in diesem eigentlichen Wohnort des Spleens, ist nicht gemacht, meine Laune zu verbessern. Setze noch hinzu, daß der Fremde hier überall noch fremder ist, als anderswo, daß es so unsäglich schwer hält, in guten Cirkeln Zutritt zu fin-

den, daß freundschaftlicher, zwangloser Umgang eines der ersten Bedürfnisse meines wunden Herzens ist, und du wirst dir ein Bild meiner traurigen Lage machen können. Lange halte ich es hier nicht mehr aus. So bald meine Geschäfte geendet sind, kehre ich nach Deutschland zurück. Ob ich nach Hause komme? Das ist eine Frage, die ich mir selbst zu beantworten noch unfähig bin. Wenn sie erst eine Weile Wallners Frau seyn wird, wenn ich mich an den Gedanken, sie in seinen Armen zu wissen, gewohnt haben werde, dann werde ich vielleicht nach *** kommen, meine Geschäfte in Ordnung bringen, und dann fort, fort auf ewig aus der verhaßten Hauptstadt zu meinem Bruder gehen, und mit ihm die Handlung gemeinschaftlich führen. Das ist bis jetzt mein Plan. Indessen will ich meinen Aufenthalt hier benützen, um eine kleine Reise in die Hochlande und die Hebriden zu machen. Vielleicht, wenn ich zurückkomme, finde ich einen Brief von dir, der mir von der Baronesse Wallner Nachricht gibt. Ludwig! Wenn ich mir das vor einem Jahre auch nur hätte denken können, daß sie eines Andern werden könnte! Und noch, noch ist es mir in manchen Augenblicken, als wäre es nicht möglich.

Schreibe ihr indessen, was du für gut findest, und laß dich durch keine Rücksicht auf mich abhalten, alles zu thun, was du für ihr Glück nöthig findest! O, daß ich es nicht selbst thun kann, daß ich nicht hineilen, ihr nicht sagen darf, wie sehr sie durch den Schein getäuscht wird! Wenn deine Vermuthungen wahr wären, wenn sie Wallnern nicht liebte, wenn sie sich durch deinen Brief bestimmen ließe, mit ihm zu brechen, wenn sie — Doch was will ich? Keine eigennützigen Wünsche, keine sanguinischen Hoffnungen! Es schmerzt zu sehr, sie wieder aufgeben zu müssen! Aber ihre Trennung von Wallnern, ihr Glück vielleicht einst in den Armen eines andern würdigen Mannes, das darf ich wünschen; und das zu befördern, will ich gern alles thun, was in meiner Macht steht. Schreib also, Ludwig! Schreib, was du willst! Nenne mich sogar! Ich bin größten Theils von dem thörichten Stolze geheilt, der mich mehr, als ich dachte, gekostet hat, und wenn sie meiner auch ganz vergessen hat, wenn sie mich auch mit kalter Höflichkeit in meine Schranken zurück weisen sollte, ich will es verschmerzen, wenn ich hoffen darf, durch meine Mitwirkung ihr Glück zu befördern. Sie ist kränklich, schreibst

du, ihre Gesundheit scheint gelitten zu haben. O das fehlte meinen Leiden noch; und du hast mir vielleicht aus Schonung nicht alles geschrieben! Ludwig! Ich beschwöre dich, schreib mir bald, wie es ihr geht, und was ich für sie zu hoffen habe!

Fünfzigster Brief.

Ludwig Seltig an Ferdinand Blum.

L** den 26. Julius 1798.

Mein Brief an Leonoren ist durch die glücklichste Wendung ganz unnütz geworden. Sie hat aus eigenem Antriebe gethan, zu was ich sie zu bereden wünschte. Über die letzte Veranlassung und die Art der Trennung habe ich sehr verschiedene Gerüchte gehört, wie denn das gemeiniglich der Fall bey Personen ist, die viel bekannt sind, und um deren Thun und Lassen sich recht viel müßige Menschen bekümmern. Die Hauptumstände, worin alle übereinkommen, sind, daß Leonore mit Wallnern und ein paar Frauen von ihrer Bekanntschaft — die, wie man sagt, nicht den besten Ruf haben sollen — auf einem öffentlichen Balle in der Nachbarschaft war, daß sie dort mit ihnen in einen Zwist gerieth, der

sich damit endigte, daß Leonore gar nicht mehr mit ihrer vorigen Gesellschaft zurückkehrte, sondern sehr zeitlich, von dem guten alten Rechtler und seiner Frau begleitet, nach Hause kam, und seit jenem Tage allen Umgang und alle Verhältnisse mit den beyden Damen und mit Wallnern abgebrochen hat. So wie mir Rechtler schreibt — dessen Zeugniß bey dir und mir gewiß sehr viel gilt, da er Leonoren beynahe täglich sieht — waren die Veranlassung des Streites das unanständige Betragen, welches sich die Gesellschaft, von Wein und Punsch erhitzt, erlaubte, und besonders einige Freyheiten, die Wallner im halbem Rausche sich gegen Leonoren herausnahm. Diese Erklärung, die mir unter allen die wahrscheinlichste ist, und für die selbst der Zorn der beleidigten Damen und des verabschiedeten Liebhabers spricht, macht Leonoren sehr viel Ehre, und der biedere Rechtler spricht auch mit freundschaftlichem Enthusiasmus in seinen Briefen von ihr. Überhaupt danke ich ihm die meisten Nachrichten und Behelfe in dieser Sache, da unsere alte Verbindung und seine Verhältnisse zum Schöndorfschen Hause ihn zu einem sehr verläßlichen Gewährsmanne machen. Er hat Leonoren gleich

bey ihrem Eintritte in das Haus seines Principals mit besonderer Aufmerksamkeit und Wohlwollen beobachtet; denn des Mädchens unverdorbene Seele, ihr gerader Verstand, ihre Talente und Bildung waren in der Welt, in der er lebte, eine seltene Erscheinung. Mit innigem Mißvergnügen sah er später hin, wie sie sich immer mehr von dir entfernte, und in die Schlingen, die der nichtswürdige Wallner ihr legte, sorglos ging. Auch glaubt er, wie er mir schreibt, daß alles nicht ohne thätige Einwirkung anderer Personen, die ihre besondern Absichten haben mochten, geschehen sey. Er will zwar niemand in seinem Briefe nennen, weil es nur Vermuthungen sind; aber er hofft sicher, die Zeit werde alles an's Licht bringen, und die beyden Menschen, an denen sein Herz so väterlichen Antheil nahm, einst Trotz allen Hindernissen vereinigen, und mit einander glücklich machen. Du siehst aus dem allen, daß Rechtler eine sehr gute Meinung von Leonoren hat, und das sollte auch dich von deinen Vorurtheilen — erlaube mir immer das Wort! — wenigstens zum Theile heilen, so wie du auch aus dem Gange der Dinge abnehmen kannst, daß die Bande, die Leonoren an Wallnern fesselten, ziemlich locker ge-

wesen seyn müssen, weil ein Mißverständniß oder ein in der Trunkenheit begangener Fehler sie zur Trennung bestimmen konnte. Ich enthalte mich aller weiterer Nutzanwendungen und Folgerungen, die sich mir scharenweise von allen Seiten gleichsam aufdringen. Ich habe mir vorgenommen, dir die bloße historische Wahrheit zu geben, und es ist mir leid, daß ich diesen Vorsatz in den vorigen Zeilen schon einiger Maßen gebrochen habe.

Eines, was ich dir zwar ungern berichte, du aber doch wissen mußt, ist, daß jener Vorfall, die Scenen, die er nach sich zog, die boshaften Gerüchte, die deßwegen in der Stadt herumgingen, und die Gemüthsbewegung, welche diese Erschütterungen in ihr erregten, sie von Neuem krank gemacht haben. Falsche Scham oder Trotz gegen die elenden Menschen, mit denen sie zu leben gezwungen ist, bestimmten sie doch, nicht von der gewöhnlichen Lebensart abzuweichen, und alles tolle Zeug und die verkehrte Tagesordnung mitzumachen, die in dem Schöndorfschen Hause eingeführet ist; und so kann auch weder ihr Geist noch ihr Körper die Ruhe finden, deren sie in dem jetzigen Zustande so sehr bedürfte. Rechtler fürchtete für sie; aber er hofft,

wenn die jetzigen Stürme sich nur ein wenig gelegt haben werden, und die müßige Welt aufgehört haben wird, von ihr zu sprechen, sie dann zu bewegen, sich in etwas zurück zu ziehen, und eine Lebensart anzufangen, die ihrer erschütterten Gesundheit zuträglicher wäre.

Nun, lieber Ferdinand, habe ich dir treulich alles berichtet, was ich weiß. Noch habe ich — was aber auch nicht möglich war — auf meinen vorigen Brief keine Antwort von dir; ich hoffe sie indessen bald zu erhalten, und wenn auch schon die Erlaubniß, um welche ich dich in demselben ersuchte, jetzt nutzlos ist, so wird sie doch vielleicht manches enthalten, das mir und unserem guten Rechtler bey unserm Vorhaben zu Statten kommen kann.

Ein und fünfzigster Brief.

Leonore von Brandner an Therese Friedberg.

H** den 20. August 1798.

Mein Leben ist jetzt eine Kette von peinlichen Auftritten, und der Wunsch, der schon lange, lange im Innersten meiner Seele lag, gewinnt mit jedem Tage mehr Lebhaftigkeit. Noch wage ich nicht, ihn dir mitzutheilen, weil vorher noch manches beseitigt und geschlichtet werden muß. Daß es mir aber nach und nach immer mehr unmöglich wird, unter diesen Menschen auszuhalten, das ist unbestreitbar, und ich sehe keinen andern Weg vor mir, als zu fliehen, oder hier zu Grunde zu gehen. Wallner kam, nachdem er

meinen Brief erhalten, sogleich zu mir. Ich hatte mir das vorgestellt, und erwartete ihn mit Fassung. Der Auftritt war so, wie ich dachte. Er flehte, er beschwor mich, er warf sich auf die Kniee vor mir, er wandte alle Beredsamkeit an, seinen Fehler zu entschuldigen, er suchte alle Beweggründe hervor, mich zu einer Änderung meines Entschlusses zu bringen, der, wie er sagte, seine Ruhe, wo nicht gar sein Leben kosten würde. Das alles brachte er in recht gewählten Ausdrücken vor, er sprach mit Lebhaftigkeit, ja mehrmahls mit Hitze, er machte mir bald Vorwürfe, bald flehte er mein Mitleid an, er redete von seinem gewissen Unglück, von der Unmöglichkeit, seine Hoffnungen anders, als mit dem Leben aufzugeben. Aber sonderbar, liebe Therese! ich weiß nicht, wie es kam; nichts von allem dem rührte mich. Ich hatte mich auf die Scene gefürchtet, weil ich mir vorstellte, daß mein Herz, von Mitleid bewegt, unendlich dabey leiden würde. Es litt nicht im Geringsten. Ich war gar nicht bewegt; ich war nur in jener verlegenen, peinlichen Stimmung, in der man sich immer befindet, wenn man sich gezwungen sieht, jemanden etwas Unangenehmes zu sagen. Was auch

Wallner that und sagte, mein Herz blieb kalt, ich konnte kein Mitleid mit den Schmerzen fühlen, die, wie er vorgab, seine Brust zerrissen, ich konnte ihnen nicht einmahl Glauben beymessen. Nur das wünschte ich lebhaft und innig, daß diese widrige Scene bald ein Ende haben möchte. Indessen hörte ich ihn mit Geduld und Sanftmuth an, und beantwortete jede seiner Klagen und jeden Vorwurf mit schonendem Ernste; aber mein Entschluß blieb unerschüttert. Er ging endlich. Nun glaubte ich alles überstanden zu haben, und war herzlich froh, so leichten Kaufs davon gekommen zu seyn. Aber Wallner gab sein Spiel noch nicht verloren. Er wandte sich nun an andere Personen, und jetzt kamen sie, eins nach dem andern, über mich, und jedes bestürmte mich auf eine andere, aber jedes auf eine höchst fatale Art, um mich zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Die Frau von Schöndorf, Lisette, ihr Bruder, ein Fräulein Bucher, das ich unter jenen, die das Schöndorfsche Haus besuchen, noch am meisten ausgezeichnet hatte, kurz, alle Personen, von denen Wallner glaubte, daß sie in einigem Credit bey mir ständen, wurden aufgebothen, mir zuzureden. Sogar

der gute Rechtler wurde aufgefordert; aber der biedere Mann schlug seine Vermittlung geradezu ab, und ich dankte ihm kindlich für diesen neuen Beweis seines wahren Wohlwollens. Mit Lisetten wurde ich am ehesten fertig. Ihre zärte Seele faßte bald mein Gefühl auf; sie verstand mich, und gab mir Recht. So schlug ich einen Sturm nach dem andern ab, aber ich litt dabey unaussprechlich; denn es ist höchst unangenehm, fremden Personen, deren Denkart so ganz verschieden ist, Rechenschaft über Gefühle geben zu müssen, die sich nur nachfühlen, aber nicht beweisen oder berechnen lassen. Indessen es ging. Aber gestern wurde meine Geduld auf die empfindlichste Probe gestellt, zugleich aber auch der Entschluß, Wallnern nun nimmermehr anzuhören, und ihn keiner Antwort mehr zu würdigen, da er mich solchen Auftritten aussetzen konnte, fest und unwiderruflich bestimmt. Mein Vormund kam. Er war durch Wallnern von allem, was zwischen ihm und mir vorgegangen war, obwohl parteyisch, unterrichtet; aber er wußte mehr, als Wallner ihm hätte sagen können, und das war es, womit er mich am empfindlichsten kränkte, und was er nur von Julianen, die mich haßt, und mich, wie ein böser Dämon,

seit meinem Eintritte in dieses Haus verfolgt, erfahren haben konnte. Auch sie hatte, das konnte ich leicht aus des unfeinen Mannes Reden erkennen, auf Wallners Antrieb gehandelt, und auf seine Bitte ihrem Onkel die Waffen — mit welcher Herzenslust, kann ich mir vorstellen! — gegen mich in die Hände gespielt. Er machte den Anfang damit, daß er gleichsam ein Verhör mit mir anstellte, und Erklärungen forderte, die nur der zärtlichste Vater von dem vertrauensvollsten Kinde verlangen kann. Du kannst denken, daß ich ihm nicht so antwortete, wie er wünschte. Das brachte ihn auf. Er fing nun an, sich ziemlich bittere Ausdrücke zu erlauben, von überspannten Ideen, Schwärmereyen, Romanenheldinnen u. s. w. zu sprechen, und fand es unaussprechlich lächerlich, ja sogar einfältig, mit einem Liebhaber zu brechen, weil er ein Räuschchen gehabt habe. Ich mochte sagen, was ich wollte, daß dieses Räuschchen nur die letzte entscheidende Ursache war, daß ich schon längst mit Wallners Betragen unzufrieden gewesen sey, und darauf gedacht hätte, eine Verbindung aufzuheben, welche keines von uns beyden glücklich gemacht haben würde, er ließ nichts von allem dem gelten, er wurde immer

heftiger und unartiger; ja endlich erlaubte er sich die beleidigende Bitterkeit, mir zu sagen, er wisse wohl den eigentlichen Grund meiner Abneigung gegen Wallnern: es stecke mir noch ein Anderer im Kopfe; den könnte ich nicht vergessen, obwohl er mich hätte sitzen lassen. Das traf das Innerste meiner Seele mit stechendem Schmerzen. Meine Thränen brachen hervor, meine Geduld war zu Ende. Ich fuhr auf, ich wollte antworten; aber die Stimme versagte mir, und er hatte noch eine Weile Zeit, in eben so pöbelhaften Ausdrücken fortzufahren, bis ich endlich wieder sprechen konnte. Herr von Wichmann! rief ich, indem ich die Thränen zurück hielt, die meinen Augen entstürzen wollten, und mich zwang, so gelassen als möglich, zu reden: Ob jener Andere mich sitzen ließ, oder nicht, gehört nicht hierher, und geht Sie nicht im geringsten an. Wenn er es wirklich that, wie Sie zu sagen beliebten, so ist niemand daran Schuld, als derjenige, der mich aus eigennützigen Absichten, die mir sehr wohl bekannt sind, in dieses Haus brachte, in welchem all mein Unglück angefangen hat. Bey diesen Worten wandte ich mich schnell von ihm weg, und ging in mein Cabinett, das ich hin-

ter mir zuschloß, und meinen Thränen und allen schmerzhaften Empfindungen freyen Lauf ließ, die des unbescheidenen Mannes Reden so tief in mir aufgeregt hatten. Ich hörte ihn noch ein paar Worte brummen, dann ging er; und ich büßte die widrige Scene, die meinem Herzen so viel gekostet hatte, mit einem Anfalle von Krämpfen, und einer Nacht voll körperlicher und geistiger Leiden.

In zwey Tagen darauf befand ich mich besser, und nun fing Wallners und der Übrigen Dringen und Bitten auf's neue wieder an. Endlich hieß es, Wallner sey krank, und zwar sehr bedenklich, wie man in unserm Hause versicherte. Man gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß ich diese Krankheit, und vielleicht seinen Tod zu verantworten haben würde, wenn ich fortführe, in meinem grausamen Entschlusse zu beharren; ich hätte selbst bemerken müssen, wie bleich, wie abgehärmt er diese letzten Tage ausgesehen habe u. s. w. Diese Reden empörten mein innerstes Gefühl; aber sie vermochten mich nicht zu rühren. Es ist mir unmöglich, Wallners Krankheit für eine Folge unserer Trennung zu halten. Der Mann, der so denken und handeln kann, wie er, der

Welt und Menschen, so wie er, betrachtet, und von Liebe und häuslichem Glücke solche Begriffe hat, wie er, der ist nicht fähig, um irgend einer fehlgeschlagenen Hoffnung, am wenigsten um einer unglücklichen Liebe willen — krank zu werden. Das kann ich freylich diesen Menschen, die um mich sind, Lisetten und den biedern Rechtler ausgenommen, nicht sagen, denn sie verstehen mich nicht.

Über dieß ist die Valsin sehr aufgebracht gegen mich, und kommt seit diesem Vorfalle nicht mehr in unser Haus. Auch dieses wird mir vorgeworfen, und zur Strafe für den unverantwortlichen Raub, den ich nach dieser Leute Meinung an den Annehmlichkeiten ihrer Gesellschaften durch mein Betragen verschuldet habe, werde ich von allen, bald ärgerlichen, bald lächerlichen, im Grunde aber immer verkleinernden Gerüchten unterrichtet, die auf meine Kosten über die letzte Geschichte auf dem Balle herumgehen. O meine Schwester! Was ist das für eine Welt! Was sind das für Menschen? Nein, es ist unmöglich, ich kann nicht unter ihnen aushalten!

Wie lebhaft auch diese Überzeugung in mir geworden ist, so ist doch jetzt in dieser Gährung

der Gemüther, in dieser allgemeinen Verstimmung nichts zu thun. Ich muß warten, bis es ruhiger wird, bis wenigstens Wallners Zustand sich entscheidet; aber dann, dann soll mich auch nichts aufhalten, den Entschluß auszuführen, der unwiderruflich vor mir steht.

Zwey und funfzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

H** den 1. September 1798.

Liebe, theure Schwester! Ich muß fort, und das so bald als möglich. Du, meine treueste Freundinn, du, welche Natur und Liebe mit mir auf's innigste vereinigt hat, du sollst mir jetzt als ein helfender Engel erscheinen, und mich aus dem Strudel retten, der mich zu verschlingen droht. O höre meine heiße, meine ängstliche Bitte, und laß sie nicht unerfüllt bleiben! Nimm mich auf! Laß mich zu dir fliehen! In der Einsamkeit deines stillen Landsitzes will ich weinen, und sterben. O ich weiß nur zu wohl, daß ich nicht vermag, zu jener heiteren Stille, zu jener reinen Besonnenheit zurück zu kehren, die in dem Hause meiner Mutter die Tage mei-

ner Kindheit und ersten Jugend beseligte! Durch meine Bekanntschaft mit den niedrigen Freuden der großen Welt, durch mein Wohlgefallen an ihnen entwürdigt, bin ich nicht mehr fähig, in jenes stille Heiligthum zu gelangen. Aber laß wenigstens meine Thränen an deinem Busen verströmen, und mein zerrissenes Herz unter deiner schonenden Pflege bluten, bis mein Leben still und unbemerkt entflieht! O meine Therese! Meine Schwester! Wie so ganz anders würde mein Schicksal seyn, wenn ich diesen Schritt, zu dem mich jetzt Unglück, Mißhandlung und halbe Verzweiflung zwingen, vor anderthalb Jahren nach meines guten ersten Vormunds Tode hätte machen dürfen! Aber es war anders über mich beschlossen. Eigennutz und niedrige Absichten stießen mich aus meiner stillen Einsamkeit in die weite Welt hinaus, und überließen ein Herz, das sogar nicht gemacht war, um sich allein zu genügen, mitten unter tausend Verführungen, Lockungen und bösen Menschen sich selbst. Ich war unvermögend, mich zu leiten, und ich fand nicht allein keinen Freund, der sich mitleidig meiner hülflosen Unselbstständigkeit erbarmt hätte; ich fand nur Feinde, deren Selbstsucht sich ein teuflisches Vergnügen daraus machte, mich Un-

erfahrne, Rathlose in ihre Schlingen zu ziehen, und mein Verderben zu bereiten. Jetzt ist's mir von den Augen gefallen, wie ein Schleyer; ich sehe deutlich, ach, und diese Deutlichkeit bringt mich zur Verzweiflung! Wie war mir? Wo hatte ich meine Besinnung, daß ich so gar nichts von allem dem merkte und ahnete, was um mich geschah, was man mit mir vorhatte? Einfältig und unbesonnen ließ ich mich fangen, und half den bösen Geistern die Netze spannen und fester ziehen, in denen mein Leben, mein Glück, meine Ruhe untergingen. O Ferdinand, Ferdinand! Warum verließest auch du mich? Auch du hast mich verrathen, wenn gleich nicht so falsch und niedrig, wie diese verächtlichen Menschen — aber doch treulos und eigensinnig!

Wenn ich bedenke, was ich geschrieben habe, so sehe ich wohl, daß du nichts davon verstehen kannst, als meine inständige dringende Bitte, mich zu dir zu nehmen. Aber ich kann dir auch nicht so besonnen schreiben; mein Gefühl ist zu sehr empört.

Es war gestern ein heiterer stiller Herbstabend. Ich ging, in trübe Gedanken verloren, im Garten auf und ab, und sann der Ausführung meines Planes, zu dir zu fliehen, nach,

den ich schon lange in meiner Brust nährte. Da kam Frau von Schöndorf mit einem sonderbaren, Unglück bedeutenden Gesichte auf mich zu, und reichte mir schweigend ein Billet mit unbekannter Aufschrift. Ich entfaltete es, nicht ohne heimliches Herzklopfen; denn das Geheimnißvolle dieser Scene wirkte auf mich, und fand Wallners Schrift, aber die Züge so zitternd, so unleserlich, wie sie nur die matte Hand eines tödtlich Kranken ziehen kann. Mein Herzklopfen wurde stärker. Ich Thörinn ließ mich täuschen, — ich las. Er schrieb mir auf dem Todbette, wie er sich ausdrückte, bereit, in eine andere unbekannte Welt zu treten, und mit dem lastenden Gefühle meines Unwillens beladen. Er könne den furchtbaren Schritt so nicht thun, — er könne ohne meine Verzeihung nicht ruhig sterben. Ich kennte seine Gesinnungen in Absicht seines künftigen Schicksals, — sie sind eben nicht die tröstendsten — ich wüßte also, wie ihm zu Muthe seyn müsse. Er spräche daher mein Herz, dessen Güte er kenne, um die letzte — letzte Gnade an. Ich sollte die Bitte eines Sterbenden nicht versagen, ihn nur noch Ein Mahl, in welcher Begleitung und unter welchen anständigen Formen ich immer wollte, zu besu-

chen, damit er mir die Größe seiner Schuld bekennen, mich um Verzeihung bitten — und wenigstens mit diesem Troste, da ihm die Religion leider keinen böthe, den ernsten nächtlichen Pfad wallen könne.

Dieses war ungefähr der Inhalt des Billets, das ich dir ganz geschickt hätte, wenn ich es nicht später hin in meinem auflodernden Zorne zerrissen hätte. Ich gestehe dir, daß, wie wenig ich auch vorhin auf Wallners Kranksehn achtete, mich dieses Billet doch tief erschütterte, besonders, da das ganze Betragen und die folgenden Reden der Frau von Schöndorf das Ihrige beytrugen, den Eindruck zu verstärken. Mein Gott! rief ich aus: Was soll ich thun? Was Sie wollen, erwiederte sie mit ernstem Achselzucken: Ich will sie zu nichts bereden. Sie sind gewohnt, in dieser Sache ihren eigenen Gang zu gehen; und es ist überhaupt schwer, in solchen Fällen zu irgend etwas zu rathen. Ist er denn wirklich so gefährlich krank? rief ich aus, und seit wann? »Sie wissen ja, daß er bereits seit vierzehn Tagen krank war. Sie wissen auch, daß man ihn gleich anfangs bedenklich fand. Die Ursache seiner Krankheit ist seit dem nicht gehoben worden: wie hätte er besser werden sollen?»

Die Ursache seiner Krankheit? sagte ich mit ungewissem Tone. Ich wollte deßgleichen thun, als ahnete ich sie nicht.

»Er ist in seinem Briefe so delicat, sie Ihnen nicht vorzuwerfen, und er bleibt auch hierin der Idee getreu, die ich mir immer von der Feinheit seiner Denkungsart machte. Ich denke nicht, daß ich sie Ihnen zu nennen brauche.»

Ich schwieg.

Wahrhaftig, sagte sie, nachdem sie mir den Brief aus der Hand genommen und überlesen hatte, und schien eine Thräne im Auge zu zerdrücken: Ich begreife nicht, wie ein Frauenzimmer, das so viele Güte des Herzens, so viel Zartgefühl hat, einen solchen Brief ganz ungerührt lesen konnte. Sehen Sie nur — und nun fing sie an, jede Stelle auszulegen, und mit Anmerkungen zu versehen, die wirklich manches Mahl tief in mein Herz drangen. Mir geschah unaussprechlich hart dabey; ich fing an, mir einige Schuld, wenigstens der Übereilung beyzumessen, ich empfand Mitleid, wahres tiefes Mitleid mit Wallnern, weniger wegen seiner Gefahr, als wegen seines Gemüthszustandes, der bey seinen Gesinnungen über Gott und Unsterblichkeit leider schrecklich seyn mußte. Ich fing an

zu wanken, und bald, bald hätte es dieser Frau gelungen, das Versprechen, Wallnern in ihrer Begleitung zu besuchen, und diesen Entschluß auf der Stelle auszuführen, von mir zu erhalten. Zu meinem Glücke meldete man Besuche. Sie ließ mir den Brief, umarmte mich so warm, so mütterlich, als sie lange nicht gethan hatte, wiederhohlte noch ein Mahl, sie könne mir weder ab- noch zurathen, aber sie bäthe mich, alles wohl zu überlegen, und ging fort. Ich blieb mit meinen Gedanken allein, ich las den Brief noch ein Mahl, ich überdachte alles, was vorhergegangen war. Mein Mitleid wurde immer reger; ich fing an, gelinder von Wallnern zu urtheilen, und seine Liebe für aufrichtiger und edler zu halten, als ich gewohnt war. O meine Schwester! Auf welchem schlüpfrigen Pfade stand ich bereits! Und was wäre aus mir geworden, wenn der Anblick eines gefährlich Kranken, gegen den ich mich im Unrecht fühlte, wenn seine Bitten, das Dringen der Übrigen, mein wundes Gefühl, die Vorwürfe meines Gewissens — alles das auf mein schwaches Gemüth gestürmt hätten? Freylich hatte ich mir eine Art Plan über mein Betragen entworfen, von welchem mich weder Bitten noch Überraschung abbringen

sollte; denn ich weiß nicht, welche geheime Stimme in meinem Innersten mir immer zuflisterte, die Bitte um Vergebung sey nicht das einzige, was man vielleicht bey jenem Besuche von mir zu erhalten suchen würde. Und daß ich auf jeden Fall, wenn auch Wallner wieder genesen sollte, nie die Seinige werden könnte, das stand lebhaft vor mir. Aber ich fühlte eben so sehr, wie wenig der Reizbarkeit meiner Gefühle zu trauen sey; und so verging der Abend unter streitenden Empfindungen, und überhaupt etwas ernster und stiller, als gewöhnlich, weil die drohende Gefahr eines so werthen Freundes die ganze Familie zu verstimmen schien. Mir gefiel das, und ich fing an, wieder ein bißchen besser von diesen Leuten zu denken. Mein Vormund war auch da. Seine Schwester trug ihm den Fall vor; er schien Bedenken zu haben, mich hingehen zu lassen. Der Heuchler! Endlich willigte er unter der Bedingung ein, daß seine Schwester und er mich begleiten würden, und daß niemand im Hause etwas von unserm Besuche wissen sollte. Es war mir alles recht, und die Stunde wurde festgesetzt, wo uns Wichmann in einem Miethwagen abhohlen wollte, damit weder seine noch unsere Leute unser Vorhaben

erführen. Vor dem Schlafengehen erzählte ich der theilnehmenden Lisette die ganze Sache. Sie weinte über den Brief, und dankte mir herzlich für den Entschluß, dem armen Kranken diese Linderung nicht zu versagen, obwohl sie mich eben so dringend bath, ja bey meinem festgesetzten Plane zu bleiben. Dieses gute Mädchen wurde mein Schutzgeist, und ihr danke ich meine Rettung. Sie steht gewöhnlich früh auf, und geht sogleich in die Kirche. Wie sie heute aus der Kirche kömmt, sieht sie den Wagen von Wallners Arzte bey einem Hause stehen, und ihn eben im Begriffe einzusteigen. Sie eilt auf ihn zu; ihr gutes Herz drängt sie, Nachrichten von dem Unglücklichen zu hören, der in diesem Zustande Ansprüche auf ihre lebhafte Theilnahme hat. Wie geht es Wallnern? ruft sie von weiten, noch ehe sie den Wagen erreicht. »Ganz leidlich, mein Fräulein!« Wirklich? — O das freut mich; er ist also außer Gefahr? Gefahr? wiederhohlte der Arzt: Es war nie bedenklich — ein rheumatischer Anfall, mit etwas Fieber verbunden. Er muß das Bett hüthen, aber an Gefahr ist gar nicht zu denken. Lisetten fiel das außerordentlich auf; sie war aber so klug, sich nichts merken zu lassen, em-

pfahl sich dem Arzte, und verdoppelte ihre Schritte, um mich noch vor dem Frühstück allein zu sprechen. Ich schlief noch, als sie kam. Mit empörtem Gefühle, und ganz durchdrungen von Abscheu über die Comödie, die man meiner gutherzigen Leichtgläubigkeit zu spielen dachte, stürzte sie in mein Zimmer, weckte mich auf, und erzählte mir ihr Gespräch mit dem Arzte. Nun war mir auf einmahl alles klar, Wallners Falschheit und niedrige Verstellung während der ganzen Zeit, als er mich zu lieben vorgab, seine jetzige niedrige List, um mich zum Mitleid, und, wenn er mich erst dahin gebracht hätte, vielleicht noch zu mehr zu bewegen, die Verschwörung, welche gegen mich angelegt wurde, und in welcher die Schöndorf, Wichmann, Juliane, kurz das ganze Haus, Lisetten ausgenommen, Theil hatten. Ich sah mich verrathen, verkauft unter diesen Menschen; ich brach in heiße Thränen aus, und beschwor Lisetten, mich nicht zu verlassen. Sie weinte an meinem Halse, und gelobte mir, alles zu thun, was in ihrer Macht stände; nur möchte ich ihr versprechen, gegen keinen Menschen von der Entdeckung etwas laut werden zu lassen, die sie gemacht hatte, weil sonst der Zorn ihrer Verwandten, und vorzüg-

lich ihres Oheims, auf sie fallen, und ihr Schicksal sehr traurig werden würde. Das that ich gern; und nun verabredeten wir, was ich thun und sagen sollte, um dem Besuche bey Wallnern zu entgehen, und meine treue Retterin nicht zu verrathen. Ich blieb im Bette; und als ich zum Frühstück gehohlt wurde, schützte ich starke Kopfschmerzen vor, und sagte, es sey mir nicht möglich, das Bett zu verlassen, und noch viel weniger auszugehen. Sogleich war Frau von Schöndorf bey mir, die sonst, selbst wenn ich krank bin, nie in unser Zimmer kommt, und ihr ganzes Betragen zeigte nur zu deutlich Mißtrauen und Unmuth über den fehlgeschlagenen Plan. Sie suchte mich auszuforschen, das fühlte ich; aber sie benahm sich ein wenig ungeschickt, und bewies dadurch, daß ich ihr nicht zu nahe getreten war, als ich sie für eine Mitverschworne gehalten hatte. Es währte keine Stunde, so kam auch ihr Bruder, wahrscheinlich auf ihr Bitten: denn die Zeit unsers vorgehabten Besuches war viel später. Er fing dort an, wo es seine Schwester gelassen hatte, er wollte mich aushohlen; aber ich blieb fest bey meiner Behauptung, daß ich krank sey, und bey meiner Weigerung aufzustehen, denn sie hätten mich gern beredet — da

sie doch nicht unverschämt genug, waren, mir mein Übelbefinden in's Gesicht abzustreiten — einem Sterbenden zu Liebe die kleine Unpäßlichkeit zu überwinden. Nun kam eine Bothschaft von Wallnern — dann noch eine. Ich blieb fest. Der Arzt wurde gehohlt, um mich, wie sie meinten, auf der Lüge zu ertappen; aber es sey nun, daß er sie durchschaute, oder daß der Sturm, den die vorhergehenden Scenen in mir erregt hatten, auf meinen Körper wirkte, er erklärte, ich habe ein Fieber, und würde wohl daran thun, nicht aufzustehen. Endlich verließen sie mich, weil sie sahen, daß nichts zu machen war, und ich schrieb einen Zettel an meinen biedern Rechtler, und bath ihn zu mir. Ihm vertraute ich alles, und er billigte mein Betragen, so wie auch den Entschluß, das Schöndorfsche Haus zu verlassen. Nur, glaubte er, würde dieß Mühe kosten, indem die Wahl meines Aufenthalts doch nicht ganz allein von mir, sondern auch von meinem Vormunde abhinge; aber er versprach mir alles, was er könnte, beyzutragen, um mich aus so drückenden Verhältnissen zu reißen.

So stehen nun die Sachen, und ich muß den Sturm mit Fassung erwarten, der ohne Zweifel

über mich losbrechen wird, wenn ich morgen bestimmt erklären werde, daß ich Wallnern nun und nimmermehr zu besuchen, und das Haus zu verlassen gesonnen bin. O meine Schwester! Zu welchen Kämpfen, zu welchen peinlichen Verhältnissen war deine Leonore von einem feindseligen Schicksal bestimmt! Wo seyd ihr hin, ihr ruhigen Tage meiner schuldlosen, einfachen Jugend? Ach dahin ohne Hoffnung der Wiederkehr! Laß mich denn, theure, einzige Seele, die sich noch in dieser kalten feindlichen Welt meiner annimmt, o laß mich zu dir fliehen! Öffne mir die stille Freystätte in deinem Hause, nimm mich arme Vertriebene dort auf, und laß mich, nachdem ich alles, was mir theuer ist, verloren habe, zum mindesten ein ruhiges Grab bey dir finden!

Drey und fünfzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 20. September 1798.

O meine Therese! Wie soll ich dir und deinem würdigen Gemahl die Liebe und Schonung danken, mit der ihr meine Bitte erfülltet! Also ich kann, ich darf zu euch kommen? — Es sind noch Menschen in der Welt, die es gut und aufrichtig mit mir meinen, die mich mit allen meinen Fehlern und Schwächen lieben? Es ist noch ein Winkel der Erde, wohin ich mit meinem Grame fliehen, wo ich ungestört weinen, und ruhig, und von guten Seelen bedauert, sterben kann? Eure Liebe wird mich ertragen, sie wird den stechenden Schmerz lindern, der unaufhörlich an meinem Herzen nagt. Das ist ein Glück, das ich manches Mahl, wenn mein Trübsinn zu

mächtig wurde, kaum mehr zu hoffen wagte. Therese! Wenn ich mir die lachenden Aussichten zurück rufe, mit welchen ich vor einem Jahre in die Welt trat, wenn ich bedenke, welche Tage der ununterbrochenen Glückseligkeit ich mir versprach im Genusse aller der Freuden, die mir damahls so reizend schienen, und an seiner Seite, an seiner Seite, den ich nicht mehr mein nennen darf! Und jetzt, — so tief herabgesunken, herabgestürzt aus allen meinen Himmeln, so arm, so verlassen, so um alles gebracht, daß ein stiller ruhiger Tod meine einzige, übrig gebliebene Freude, das höchste Gut ist, was ich zu erwarten habe!

Ich war wieder acht Tage sehr krank, und stehe erst seit vorgestern ein wenig auf; alles Folgen des unnennbaren Verdrusses, und der nagenden Reue, — ach, Therese, dir darf ich das Wort nennen, das allein und vollkommen den fürchterlichen Zustand meines zerrütteten Wesens ausspricht! — die jetzt mein Leben vergiften. Ja, Reue, Reue ist's, was mich mit Schlangengeißeln züchtiget; die Ate ist's, die mir auf jedem Schritt folgt, mich, wie dort in Morganens Grotte den unglücklichen Roland, über wüste Heiden und durch schreckliche Wildnisse

jagt, und, wenn ich ermattet stille stehen will, mich mit verdoppelten Schlägen forttreibt. Mein ist die Schuld, mein Werk ist das Elend, das ich trage! Das ist's, was mich foltert, was jeden Gedanken von Ruhe und Erhohlung verbannt, und die innersten Kräfte meines Lebens verzehrt. Welche Ungeheuer sind dieser Wallner, diese Schöndorf, diese Juliane, dieser Wichmann! Und dieß sind die Menschen, die ich ihm, ihm, dem Hochbeleidigten, ach! dem Verlornen vorzog, um derentwillen ich ihn so unversöhnlich kränkte! Er hatte Recht, mich zu verlassen. Die thörichte Achtung, die ich Wallners vermeinten Tugenden zollte, das sinnlose Wohlgefallen an der Welt, meine Anhänglichkeit an Menschen und Sitten, die so verächtlich sind, mußten sein Herz von mir abwenden. Gab er sich nicht alle Mühe, mich aus dem Strudel zu reißen? Beschwor er mich nicht mit aller Beredsamkeit unschuldiger, wahrer Liebe, mit allem Feuer der Tugend, von diesem Pfade zu weichen, der mich zum Verderben führen mußte? Und habe ich ihm gefolgt? Habe ich nicht seine Bitten versagt, sein Herz, dieß edle treue Herz von mir gestossen, und mein jetziges rächendes Schicksal verdient? O, wenn ich mir den

letzten Abend zurück rufe, wie er vor mir stand, meine Hände in seiner zitternden Rechten hielt, und mich mit Thränen in den Augen, mit gebrochener Stimme beschwor, die unselige Quadrille nicht zu tanzen! Und was that ich! Ich ließ ihn flehen, folgte dem Rufe des Leichtsinns, des Lasters, und er verließ mich. Mit ihm floh mein Schutzgeist. Seit jenem Tage bin ich nicht mehr glücklich gewesen, keine frohe Stunde, kein erheiternder Gedanke, kein frohes Gefühl hat mich mehr beseligt, ich fiel von Vergehen in Vergehen, von Jammer in Jammer. Ihn darf ich nicht anklagen, ich, und nur ich allein bin Schuld. Ich glaube jetzt selbst kaum noch, daß er Babetten geliebt hat; der Tausch wäre ja gar zu unerheblich gewesen. Was hätte er gewinnen können? Babette ist leichtsinnig, den Weltfreuden ergeben, wie ich es war, und noch überdieß kokett. Das war ich nicht, auch selbst dann nicht, als ich ihm Wallnern vorzuziehen schien. Die Gefühle, die mich an diesen Menschen zogen, waren auf Dankbarkeit und mißverstandene Achtung gegründet. Ich buhlte nicht mit ihm, ich liebte ihn nie, ich liebte nur Ferdinanden. Dieß Zeugniß kann ich mir Trotz aller Vergehungen geben; ich bin ihm

nie untreu gewesen. Selbst als ich, von bösen Menschen, von eigenen Schwächen und tausend unseligen Umständen fortgerissen, mich an Wallnern gebunden glaubte, selbst dann herrschte er noch mit aller Macht in meinem Herzen, das nie für einen Andern schlagen wird. Ach, Therese! Er hätte mich doch nicht verlassen sollen! Sieh, da klage ich ihn schon wieder an, das sollte ich nicht; aber mein Kopf ist schwach, und mein Gemüth ganz zerrüttet. Laß mich davon abbrechen!

Ich will dir lieber die Geschichte der letzten Tage erzählen, so kurz so faßlich, als ich kann. Den Tag, nachdem ich dir geschrieben hatte, stand ich auf, und ging zum Frühstück der Familie in den Saal hinab, wie ich immer zu thun pflegte. Man schien sehr erfreut, mich zu sehen, und drang sogleich in mich, mein Versprechen zu erfüllen, und Wallnern zu besuchen. Nun erklärte ich bestimmt, daß ich das nie thun, und Wallnern weder heute noch künftig jemahls mehr sehen wollte. Man erstaunte, mißbilligte, redete mir zu, ja man stellte mir den Besuch als Gewissenssache vor. Nun konnte ich ein kleines Lächeln unmöglich unterdrücken; ich ließ mich aber nicht weiter heraus, und blieb mit großer Ruhe und

einer Fassung, die immer mehr wuchs, je mehr Unruhe und Heftigkeit die Andern zeigten, bey meiner ersten Erklärung. Nach Tische kam Wichmann. Laß mich über diese peinliche Scene hinweg gleiten! Ich blieb standhaft; aber ich büßte die Ungezogenheit und den Eigennutz dieser Menschen sehr hart. Abends schon ergriff mich ein heftiges Fieber, und durch acht Tage war ich bedenklich krank. Doch in diesem traurigen Zustande lag der Keim meiner Rettung. Ich vertraute mich unserm Arzte, bath ihn um seine Hülfe, indem ich ihm sagte, es sey mir unmöglich zu genesen, so lange ich in diesem Hause bleiben müßte. Er hörte mich mit Theilnahme an, und versprach mir seine Hülfe, und die Erfüllung meiner Bitte mit einer Zuversicht, die mich überraschte und entzückte. Ich sah auch bald die gesegneten Folgen davon. Schon am zweyten Tage kam mein Vormund zu mir, und gab mir mit ungewöhnlicher Höflichkeit und Freundlichkeit die Erlaubniß, zu dir auf's Land zu gehen und zu bleiben, so lange ich wollte. Ich war ganz erstaunt; aber mein Erstaunen machte bald der Verachtung Platz, als der Arzt mir am folgenden Tage die Beweggründe erzählte,

womit er Wichmann zur Einwilligung gezwungen hat. Zuerst hatte er ihm den schlechten Zustand meiner Gesundheit und die Gefahr, die ich bey Fortsetzung meiner jetzigen Lebensart liefe, vorgestellt, dann aber vorzüglich einige Winke über die Art, wie Wichmann die Vormundschaft erschlichen, und über die Verwaltung meiner Einkünfte fallen lassen, wovon er zufälliger Weise unterrichtet war. Das hat den kleinherzigen niederträchtigen Menschen geschreckt, und, um sich den Doctor und mich nicht zu Feinden zu machen, da er unsers Stillschweigens und unserer Schonung wohl zu bedürfen fürchtet, hatte er in alles eingewilliget. Ich hatte schon längst einmahl von Blum manches über meinen Vormund und über seine Absichten mit mir gehört. Jetzt fiel mir das wieder ein. Ach, Therese! Auch hierin wollte der verkannte edle Blum mein Schutzgeist seyn, und auch hierin stieß ich Sinnlose seine rettende Hand von mir. So schmerzend diese Betrachtung war, so trugen doch die Hoffnung der Erlösung, und die Aussicht auf ein stilles ruhiges Leben in deinen Armen unendlich viel zu meiner Besserung bey. Ich erhohlte mich langsam, und bin noch unbeschreiblich schwach. An

diesem Briefe habe ich sechs ganze Tage, theils im Bette, theils außer demselben, geschrieben. Ich hätte dir noch viel, sehr viel zu sagen; aber ich kann nicht mehr, und mag den Brief nicht noch länger liegen lassen. Lebe wohl!

Vier und funfzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

H** den 26. September 1798.

Wahrlich, Schwester, deine und deines Gemahls Güte übersteigt alle meine Erwartungen, alle meine Wünsche. Er wird also selbst kommen, mich abzuhohlen? Er will bey seinen vielen Geschäften die weite Reise von zwey vollen Tagen her, und eben so viel zurück, machen, um mir jede Verlegenheit wegen der Überkunft zu ersparen, und mich unter seinen brüderlichen, väterlichen Schutz zu nehmen? Ach, ihr seyd mir ja Vater und Mutter, Bruder und Schwester, ihr edlen guten Seelen, die ihr die arme Verlassene aufnehmen, und mit so viel Liebe behandeln wollt! Ich werde ihn ganz reisefertig erwarten; meine Gesundheit bessert sich, und meine Geschäfte sind gethan. Überdieß brennt die Stelle unter meinen Füßen in diesem Hause, und nur

der Abschied von Lisetten, die über meine Abreise sehr betrübt ist, wird meinem Herzen etwas kosten.

Ich schickte meinen letzten Brief ab, ohne dir alles erzählt zu haben, was bis dahin vorgegangen war. Höre also noch den Überrest, der ein trauriges Licht auf mein und überhaupt auf meines ganzen Geschlechts Schicksal wirft! Als ich kaum etwas besser geworden, und wieder im Stande war, Menschen zu sehen, sagte mir Lisette, daß Frau von Valsin täglich zwey Mahl geschickt habe, um nach meinem Befinden zu fragen, und daß sie, so oft sie während meiner Krankheit wieder in unserem Hause gewesen war, sich mit unverstellter Theilnahme bey Lisetten um alles, was mich betraf, erkundigt, und sie gebethen habe, ihr, sobald es meine Umstände zuließen, eine Unterredung mit mir zu verschaffen. Diese Bitte überraschte und verwirrte mich; ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, und konnte wohl, nach dem, was vorgefallen war, und wie ich die Valsin zu kennen glaubte, nichts anders, als eine neue Mine Wallners, einen veränderten Versuch, auf mich zu wirken, darunter vermuthen. Diese Meinung, die unter vielen andern die größte Wahrscheinlichkeit hatte,

machte, daß ich anstand, sogleich in die Unterredung zu willigen. Indeß ganz ließ sie sich, ohne feindselig zu scheinen, nicht vermeiden, und so bath ich nur um Aufschub von ein paar Tagen, bis ich mich besser erhohlt, und mehr Kräfte gesammelt hatte, dem Sturme zu begegnen, den ich wieder herannahen zu sehen glaubte Wie sehr hatte ich geirrt, wie viel Unrecht einer Person gethan, die in den meisten Rücksichten Achtung und Liebe, und da, wo sie von dem rechten Pfade abwich, inniges Mitleid verdient! An einem Vormittage, wo mir recht wohl war, nur daß ich aus Schwäche noch nicht das Bett verlassen konnte, trat die Valsin an Lisettens Hand in mein Zimmer. Ich muß gestehen, daß ich in den ersten Augenblicken verlegen und unangenehm bewegt war. Auch sie schien meine Stimmung zu theilen, und das Gespräch blieb eine Weile steif und kalt. Jetzt entfernte sich Lisette, und nun stand das liebenswürdige Weib schnell auf, eilte auf mich zu, schlug ihre Arme um mich, und sagte mir, daß sie gekommen sey, sich über ihr Betragen gegen mich zu erklären, und, wenn sie sich nicht rechtfertigen könnte, wenigstens meine Vergebung zu erhalten. Dieser Anfang überraschte mich. Ich war so gar nicht darauf vorberei=

tet; und die Bewegung, in welcher die Walsin zu seyn schien, theilte sich meinen ohne dieß geschwächten Nerven mit, daß ich mit Erschütterung und Bangigkeit erwartete, was sie mir sagen würde. Ehe ich von den Verhältnissen zwischen uns reden kann, hob sie an, erlauben Sie mir, meine Geschichte zu erzählen. Und nun begann sie mit Bescheidenheit, Rührung und schöner Fassung eine Erzählung, von der ich wünschte, daß alle jungen Mädchen sie hören möchten, um daraus zu lernen, wie viel auf einen einzigen falschen Schritt im Leben ankommt. Ich wünschte, daß ich dir alles so wieder sagen könnte, wie ich es von ihr hörte, meine Erzählung würde sehr dabey gewinnen. Aber das ist unmöglich, besonders da der Ton ihrer weichen Stimme, und der Ausdruck ihres holden Gesichts, das in sanfter Rührung oft verklärt schien, ihren Reden den meisten Reiz verliehen. Höre also nur im kurzen die Hauptsache!

Sie ist in G*** geboren, wo ihre Mutter früh verwitwet, wie die unsrige, sie mit großer Sorgfalt und in einer strengen Abgeschiedenheit von der Welt erzog. Mit achtzehn Jahren, als ihre Gefühle sich zu entwickeln begannen, lernte sie auf eine romantische Weise denselben Wall-

ner, der damahls in der Blüthe seiner Schön-
heit und Liebenswürdigkeit war, kennen. Ihr
junges Herz, durch Einsamkeit, Romanenlectü-
re und die Einwirkung einer schwärmerischen
Mutter höchst reizbar gestimmt, widerstand
dem Eindrucke nicht, den er auf sie mach-
te, besonders da auch er, von ihrer aufblü-
henden Schönheit angezogen, sich um ihr Herz
bewarb. Die Mutter war nicht für diese Liebe,
weil Wallners Stand und Vermögen ihn gar
zu weit über ihre Sophie erhoben. Sie wider-
rieth ihr, sie suchte Zusammenkünfte zu hindern,
und sie bewirkte das Gegentheil. Sophiens Lie-
be und Wallners Wunsch, sie zu besitzen, stiegen
im gleichem Grade. Seine Grundsätze waren
schon damahls beynahe dieselben, wie jetzt; aber
das ahnete das still erzogene, verliebte Mädchen
nicht. Sie sahen sich verstohlen im Schutze der
Einsamkeit und Nacht, und das Unglücklichste ge-
schah. Sophie zitterte vor ihrem Schicksale. Nur
die heiligen Versicherungen ihres Geliebten, ihr,
sobald er seines Vaters Einwilligung erhalten
würde, die Hand zu geben, beruhigten sie. Die-
ser Augenblick verzögerte sich aber immer mehr,
und Wallner mußte endlich auf Befehl seines Va-
ters G*** verlassen. Schmerz und Angst raub-

ten einem Wesen das Daseyn, ehe es noch das Licht erblickte, und nur der ununterbrochene zärtliche Briefwechsel mit ihrem geliebten Verführer erhielt der armen Sophie selbst das Leben. So gingen Jahre hin, binnen welchen Wallner sie zuweilen sah, und, wenn er abwesend war, ihr fleißig schrieb. Aber so lange sein Vater lebte, konnte er, wenigstens wie er sagte, nicht daran denken, sie zu heirathen. Indessen hatten der stäte Umgang, der Umtausch der Gesinnungen, die Nachsicht, die Vorliebe, die man für die Grundsätze eines so innig geliebten Mannes fühlt, auch manche Veränderung in Sophiens Denkart hervorgebracht. Sie fing an, über viele Dinge leichter hinweg zu gleiten, und manches als Vorurtheil zu betrachten, was ihr vor einigen Jahren unverletzlich und heilig geschienen hatte. Wallnern zu Liebe hatte sie einige rechtliche bürgerliche Versorgungen ausgeschlagen. Jetzt war sie beynahe vier und zwanzig Jahre; ihre Schönheit verlor durch die Zeit, und noch mehr durch Kummer und heimliche Sorgen ihre frische Blüthe. Die Mutter wurde alt und kränklich; sie bedurfte mehr Unterstützung, mehr Bequemlichkeit. Herr von Valsin lernte Sophien auf einer Geschäftsreise kennen; sie gefiel ihm, er both

ihr seine Hand. Verlegen und ängstlich wandte sie sich an ihren noch immer Heißgeliebten; er rieth ihr zu, da auf seiner Seite nun einmahl bey seines Vaters Leben und guter Gesundheit keine Aussicht sey. Sie dachte an ihre Mutter, und gab Valsin die Hand. Bald darauf starb Wallners Vater, und Wallner lehrte sie, in den Grundsätzen, die er ihr eingeflößt hatte, Trostgründe gegen diesen Schlag zu finden. Er lehrte sie begreifen, daß nichts verloren sey, daß ein Mann, wie Valsin, nur ihre Hand und ihre häusliche Sorgfalt, keineswegs aber ihr Herz, zu begehren das Recht hätte, da er es nicht zu schätzen wisse. Ihr Verhältniß mit Wallnern dauerte also noch eine Weile fort, bis Sättigung und lange Weile ihm von beyden Seiten ein Ende machten. Wallners Platz nahmen hierauf mehrere nach einander ein, und zuletzt Van der Werth. Ihre Grundsätze erlaubten ihr das, und die Härte ihres Mannes zwang sie zu noch mehr, was sie im Anfange mit Widerwillen that. Indessen blieb, Trotz aller genaueren Kenntniß der Welt, und Wallners selbst, dieser ihrem Herzen noch immer werth, und der Mann ihrer ersten und in diesem Sinne einzigen Liebe, der Mann, der Trotz seiner Grundsätze so lie-

benswürdig seyn konnte, wurde ihr nie ganz gleichgültig. Sie blieb seine Freundinn, die aufrichtigste Theilnehmerinn an allem seinem Wohl und Weh. So war ihr Verhältniß, als er sie auf mich aufmerksam machte, und ihr seinen Plan mittheilte. Sie ergriff ihn mit Wohlgefallen, wie alles, was er für sich zuträglich fand, und was ihren Begriffen von Recht und Unrecht nicht geradezu widerstrebte. Sie versprach ihm, mitzuwirken. Sie suchte meine Liebe zu gewinnen. Ach! rief sie aus, als sie bisher gekommen war, wie es denn öfters mit solchen Vorsätzen geht, ich verliebte mich beynahe selbst in Sie. Das wenige Zutrauen, das ich ihr Trotz des Wohlgefallens an ihrem Umgange bezeigte, nebst Julianens und Wallners Behauptungen, hinderte sie, meinen Charakter richtig zu beurtheilen, und besonders mein Verhältniß zu Blum im wahren Lichte zu sehen. Sie glaubte nicht, mich unglücklich zu machen, wenn sie dieß zu zerreißen, und mich dafür mit Wallnern zu verbinden suchte. Aus diesem Gesichtspuncte bath sie mich, ihr Betragen gegen mich zu betrachten. Die Begebenheit auf dem Balle hatte sie im Anfange tief gekränkt; aber die Erinnerung an ihre eigene schuldlose Jugend, an ihre damahlige

Verehrung für Tugend und weibliche Würde, an die Lehren einer ewig theuren Mutter, stiegen nach und nach in ihrer Seele empor. Sie fing an, mein Betragen zu achten, sie dachte daran, was sie hätte werden können, wenn sie dieselbe Kraft oder vielmehr dieselben Veranlassungen zu handeln gehabt hätte, wie ich, und sie gewann mich lieber, statt mich anzufeinden. Ach! setzte sie hinzu: Das Nachdenken, das Vergleichen unserer Umstände, die so viele Ähnlichkeit haben, hat mich diese Zeit her manche trübe Stunde, manche Thräne gekostet. Leonore! rief sie, indem sie meine Hand ergriff, und ihr schönes Auge mit Ausdruck zum Himmel erhob: Was hätte ich werden können, wenn ich von einem Blum geliebt worden wäre, wenn Wallner nicht meine erste Liebe, der erste Mann, so zu sagen, gewesen wäre, den ich kennen lernte! Ihre Thränen floßen, und die meinen mit ihnen. Als wir uns beyde erhohlt hatten, setzte sie noch hinzu, daß Juliane — o meine Schwester! welch schrecklichen Aufschluß gab mir das edle Weib hiermit! — daß Juliane wahrscheinlicher Weise Blum geliebt, und deßwegen alles angewandt habe, um mich in seinen Augen strafbar, ihn in den meinigen unduldsam und untreu scheinen zu machen.

Mein Entschluß, die Verbindung mit Wallnern aufzuheben, das Schönborfsche Haus und die große Welt zu verlassen, hatte sie überrascht, noch mehr aber die Standhaftigkeit, mit welcher ich, aller Hindernisse ungeachtet, auf meinem Vorsatze beharrte. Diese Festigkeit, setzte sie lächelnd hinzu, indem sie mich schmeichelnd umfaßte, hatte ich Ihnen — verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit! — wahrlich nicht zugetraut. Desto größer wurde meine Achtung, desto lebhafter der Wunsch, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen. Aber dieß ist nicht allein der Zweck meines Besuches; ich muß Sie auch bitten, auf Ihrer Huth zu seyn. Ihr Vormund, diese niedrige Seele, hat Wallnern versprochen, Sie zu der Heirath mit ihm zu bereden oder zu überlisten, wenn er bey Ablegung der vormundschaftlichen Rechnung es nicht so genau mit ihm nehmen wollte. Ob Wallner diesen Vorschlag ergriffen hat, weiß ich nicht; aber von ihm weiß ich, daß er ihm gemacht wurde. Nehmen Sie sich also in Acht, lassen Sie sich zu nichts bewegen, und trauen Sie überhaupt keinem Menschen in diesem Hause, wo es niemand mit Ihnen redlich meint! So endigte sich dieß Gespräch, das einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele hinterlassen,

und viel zu meiner Genesung beygetragen hat, indem es mein Herz zwar wehmüthig, aber sanft bewegte. Ich bin nun um eine wohlwollende Seele in der Welt reicher. Ich kann wieder Achtung für ein Weib haben, das mir so unwillkürlich Liebe abdrang, als ich es kennen lernte, und von dem bloß das falsche Licht, in dem ich es sehen mußte, mich zurück stieß. Ja, die Valsin ist guter, edler Gesinnungen fähig, und alle ihre Fehler, ihre Vergehen sind nur unausbleibliche Folgen einer einzigen Schwachheit. Wer ihr aber diese zum Verbrechen anrechnen wollte, der erwäge ihre Umstände, greife in seinen eigenen Busen, und dann wage er es, eine Frau streng zu verdammen, die selbst in ihren großen Verirrungen noch so viel Achtung für Tugend behalten hat.

Was mich aber noch mehr freute, ist die Rechtfertigung von Blums Betragen, die in den Worten der Valsin lag. Also er ist mir nicht untreu gewesen! Es war Bosheit, Eifersucht, Cabale, was ihn von mir riß! Er ist schuldlos; nur ich allein habe gefehlt! O Therese! So schmerzend diese Überzeugung auf der einen Seite ist, so möchte ich sie nicht um alle Schätze der Welt vertauschen. Fleckenlos und rein, im ätherischen Glanze

schwebt es wieder vor mir, das Bild des ersten, des Einziggeliebten. Kein Tadel, kein Vorwurf trifft die himmlische Gestalt. Ich liebe ihn wieder mit allem Feuer, mit aller Hingebung meiner ersten schuldlosen Jugend. Zwar habe ich seine Liebe verloren. Ach, meine Schwester! Ich habe sie verwirkt. Leichtsinn, Eitelkeit, Zerstreuungssucht, falsche Scham hatten mein Herz umstrickt, und ihn von mir gerissen. Aber ich bin wieder zurückgekehrt auf den verlassenen Pfad. Ich weiß, daß, wenn er mich gleich nicht mehr liebt, er mir doch seine Achtung nicht versagen kann; und dieß Gefühl hält mich aufrecht. Ich werde ihn ewig lieben, wenn er auch, durch Länder und Meere getrennt, nicht mehr an die Gespielinn seiner Kindheit denkt, und nichts von der heiligen Flamme ahnet, die noch immer für ihn in meinem Busen lebt. Treu und unablässig, wie eine Vestalinn, will ich sie nähren, mit den besten Kräften, den edelsten Gefühlen meines Wesens, und mich freuen, wenn über dieser wehmüthigen heiligen Beschäftigung jene Kräfte und Gefühle sich bald verzehren. Leb wohl, Schwester! Schreibe mir nicht; ich hoffe nächstens in deinen Armen zu ruhen.

Fünf und funfzigster Brief.

Ludwig Seltig an Ferdinand Blum.

L** den 18. Oktober 1798.

Wenn ich nur dieß Mahl mit meinem Briefe zu dir fliegen, und die Mienen beobachten könnte, mit welchen du ihn lesen wirst! Wenn ich nur sehen könnte, ob Erstaunen, oder Freude sich sichtlicher darin mahlen! Blum, lieber theurer Herzensbruder! Welche herrliche Bothschaft habe ich dir zu bringen! Leonore geht aus eigenem Entschlusse, und Trotz aller Hindernisse, die böse Menschen ihr in den Weg legen wollten, auf's Land zu ihrer Schwester, und will künftig bey ihr leben. Freut dich diese Nachricht nicht? Dein letzter Brief, der so voll Schwermuth und hoffnungsloser Träume war, sollte mich wohl glauben machen, daß ich dir gewiß eine willkommene Neuigkeit erzählt habe. Leonore, die einst und vielleicht noch so

heiß geliebte Leonore, sie, die Umstände, Leichtsinn und Mißverständnisse dir geraubt, und von dem einfachen Pfade der Natur abgezogen hatten, kehrt nun freywillig zurück, zerbricht alle Bande, die sie an jene Welt geknüpft hatten, und wirft sich, von allen Schlacken der Modethorheiten gereinigt, und nur mit dem Besten, was ihre schöne Seele sich aneignete, bereichert, in die Arme der Natur und der häuslichen stillen Zufriedenheit. Du sagtest immer in deinem Unmuthe: Ach, Ludwig! Wer mir das vor einem Jahre gesagt hätte! Und ich sage dir nun auch: Nun, Ferdinand! Wer dir das noch vor zwey Monathen gesagt hätte, als du deine gerettete Leonore dir schon als Baronesse Wallner dachtest! Sie ist nun frey, von jedem Schatten des Argwohnes, schuldlos, und verdient die Hochachtung der Menschen in einem höheren Grade, da sie die Kraft hatte, sich aus den goldenen Ketten los zu machen, in denen so viele, die gerade nicht zu den Schlechtesten gehören, wenn sie einmahl hinein gerathen sind, ewig hängen bleiben. Wäre sie, so wie ihre Schwester, gleich aus den Armen ihrer Mutter in die eines Gatten übergegangen, so wäre sie,

wie die Friedberg, ein ganz braves Weib geworden; aber nie hätte ihr Charakter sich in einem so vortheilhaften Lichte zeigen können, als jetzt, da sie so viele Versuchungen besiegt und so harte Proben so tapfer bestanden hat.

Du siehst, ich bin begeistert; aber ich habe so eben des guten Rechtlers Brief gelesen, der mir mit wahrem Enthusiasmus Leonorens Entschluß berichtet. Der redliche Alte ist ganz verliebt in das Mädchen, an dem er mit väterlicher Zärtlichkeit hängt, und schreibt so warm von ihr, als man von einem betagten, bedächtlichen Buchhalter, der in seinem Leben nicht viel anderes gelesen und geschrieben haben mag, als Hauptbücher und Kaufmannsbriefe, kaum erwarten sollte. Sein Feuer hat auch mich angesteckt. Und ist denn nicht auch im Himmel mehr Freude über einen bekehrten Sünder, als über neun und neunzig Gerechte? Aber ich habe noch andere Gründe, mich über Leonorens Betragen zu freuen; erstens meine befriedigte Eitelkeit, daß nähmlich ihr Betragen mein Urtheil von ihr ganz rechtfertigt, und zweytens die Hoffnung, daß diese Veränderung auch noch für das Glück meines theuren, inniggeliebten Bruders wohlthätig seyn werde. Ferdinand! Ich wüßte nicht,

was ich vor Freuden thäte, wenn ich über kurz oder lang die Nachricht von dir hörte, daß du auf dem Wege hierher seyest, und daß es vielleicht den vereinten Bemühungen deiner Freunde gelingen könnte, zwey Herzen wieder zu vereinigen, die für einander bestimmt, und nur durch äußere Umstände getrennt waren. Blum! Gute, treue Seele! Du bist nicht gemacht, um allein in der Welt zu stehen, und noch weniger, dein Herz, das durch zwölf Jahre in theuren gewohnten Banden so sanft und leicht ruhte, in fremde Fesseln zu schmieden. Du mußt mit Leonoren vereinigt werden, oder du wirst nie recht glücklich seyn. Laß also deine Freunde dafür sorgen, da dich die Verkettung der Umstände jetzt abhält, selbst thätig zu seyn, und gib mir in deinem nächsten Briefe unbeschränkte Vollmacht, zu thun, was ich für gut finde! Dann hoffe ich nächstens, dir die besten Nachrichten von der Welt mittheilen zu können. Leb wohl!

Sechs und funfzigster Brief.

Leonore von Brandner an Lisette v. Schöndorf.

Weidenbach den 20. October 1798.

Es ist lange, sehr lange, liebe, gute Freundinn, daß du nichts von deiner Entfernten gehört hast, und du hättest wohl Recht, zu zürnen, wenn nicht eine kleine Unpäßlichkeit, die mich gleich nach meiner Ankunft befiel, und einige Tage anhielt, vollgültige Entschuldigung für mein Stillschweigen wäre. Die letzten Stürme, die ich in *** aushalten mußte, dann die Scenen beym Abschiede, endlich die Reise bey sehr kaltem regnerischen Wetter, das uns gleich am ersten Nachmittag auf der Straße überfiel, und bis in den dritten Tag währte,

alles dieses zusammen genommen war meiner geschwächten Gesundheit zu viel, und ich kam mit einigen Krankheitsgefühlen an. Aber ich hoffte, es würde von keiner Bedeutung seyn, und wollte meiner Schwester, die ich zwey Jahre nicht gesehen hatte, die Freude über meine Ankunft nicht verderben. Ich bezwang mich zwey Tage; am dritten mußte ich der siegenden Gewalt der Krankheit weichen. Vielleicht waren auch die Veränderung der Luft, das kältere Klima hier in diesen Gebirgen, wo bereits der Herbst in seiner Strenge herrscht, das harte Gebirgswasser, und alle die tausend Umstände, deren hülfloses Spielwerk der arme Herr der Schöpfung ist, mit Ursache. Aber, o Lisette! wie glücklich machte mich in meinen körperlichen Schmerzen das Gefühl, von liebenden, theilnehmenden Menschen umgeben zu seyn, in deren trüben Gesichtern meine Leiden sich spiegelten, in deren hellen Blicken späterhin die Hoffnung meiner Genesung glänzte! In deinem Hause war ich fremd. Nur du, gutes, treues Mädchen, nahmst dich meiner an, und ließest mich nicht fühlen, daß ich so ganz allein war. Du schenktest mir deine Zeit, du pflegtest meiner, so viel man dir erlauben wollte, und nie, nie wird das

Andenken an deine Güte aus meiner Seele schwinden. Aber wenn du mich verlassen mußtest, dann fühlte ich schrecklich, daß ich fremd war, um so schrecklicher, je weniger ich das von meiner ersten Kindheit gewohnt war. Hier ist das alles unendlich besser, und wenn es möglich ist, daß meine zerrüttete Gesundheit noch hergestellt werden könnte, so muß es hier geschehen, hier, wo Freundschaft und Geschwisterliebe alles für mich zu thun und zu opfern willig bereit sind. Aber ich denke, es ist überall schon zu spät. Indessen geht es mir noch so leidlich, daß ich den größten Theil meiner Empfindungen, und vor allen meine Gedanken darüber meiner guten Schwester verbergen kann, und sie hofft weit mehr als ich.

Sonst verfließt mein Leben einförmig und ruhig, und das thut mir unendlich wohl. Mir ist, als wenn ich wieder in die stillen glücklichen Zeiten meiner ersten Jugend zurückgesetzt wäre, wo ein Tag dem andern gleich war, und nur Jahrszeiten und häusliche Beschäftigungen einige Veränderungen hervorbrachten, wo noch eine Spazierfahrt, eine Musik, oder ein Abend im Theater ein recht fühlbares Vergnügen für mich waren, an welchem mein stilles Gemüth in der

Erwartung und Erinnerung Tage lang mit Wohlgefallen zehrte. Ach, es ist doch nichts se=liger, wenigstens nichts, was dem Menschen ein dauerhafteres, besseres Glück gewähren kann, als ein stilles, thätiges, einförmiges Leben, wenn er nur die Genußfähigkeit, nähmlich ein ruhiges Herz und einen unbefangenen Geist, dazu bringt.

Doch, ich bin dir ja noch die Geschichte mei=ner Reise und meiner Ankunft hier schuldig. Sie war einförmig, und größten Theils unangenehm; allein der letzte Nachmittag, und der erste Abend, den ich in dem Hause meiner Schwester zu=brachte, hätten wohl größere Mühseligkeiten ver=gütet, als die ich auszustehen hatte. Das Wet=ter und die weit vorgerückte Jahrszeit zwangen uns, auf dem Wege, den man bey guter Zeit in zwey Tagen macht, drey zuzubringen. Es reg=nete beynahe in einem fort; die Nebel hingen über die Gebirge herab, verbargen uns die näch=sten Dörfer, und auf hundert Schritte vor uns waren Himmel, Luft und Erde, nur eine wüste, graue Masse. Ich kann dir die tiefe Schwer=muth nicht beschreiben, die diese Umgebungen in mir erzeugten. Es trug so alles das Geprä=ge meines Gemüthes und meines Schicksals; nur der immer heitere Sinn meines guten Schwa=

gers, der meine Laune mit schonender Liebe trug, hielt mich empor. Am dritten Morgen klärte sich der Himmel auf. O meine Liebe! Welch einen unbeschreiblichen Eindruck machte jetzt die Gebirgswelt auf mich, in die wir immer tiefer und tiefer hineinfuhren, diese Felsenmassen, diese stürzenden Ströme, diese klappernden Mühlen, diese luftigen Fichtenhaine auf den Scheiteln grauer Berge, diese blühenden lachenden Thäler, rings von furchtbaren Klippen umstarrt, und über dem schönen Bilde ein heiterer blauer Himmel und freundliche Sonnenblicke, die Schatten und Licht mannigfaltig und mahlerisch vertheilten! Ich hatte noch nie etwas Ähnliches gesehen, und war ganz in Vergnügen versunken. Den Nachmittag fuhren wir durch ein enges Thal zwischen so hohen Felsenwänden durch, daß ich mich aus dem Wagen hervor legen mußte, um den Himmel zu sehen. Neben uns wühlte ein Waldbach zwischen Gesträuch und Klippen sich mühsam eine Bahn, und kämpfte laut brausend mit den Felsen und Baumstämmen, die sich ihm widersetzten. Auf der andern Seite rauschten die finstern Tannenäste über den Wagen hin, und schlugen uns, wenn wir hinaus

sehen wollten, in's Gesicht. Plötzlich öffnete sich eine weite Aussicht vor uns, die Felsenwände wichen zurück; ich sah eine lachende Gegend, und mitten im Schooße der Berge, die sich rings in lieblicher Abwechslung, bald mit Wiesen und Wäldern, bald mit keimenden Saatfeldern bedeckt, bald steil und schroff in einem schönen Kranze umherzogen, ruhte der helle Spiegel eines weiten, grünlichen Landsees. Am entgegengesetzten Ufer stand ein friedliches Örtchen, ein Markt mit der Kirche, aus welcher der Klang der Abendglocke uns friedlich entgegen tönte. Mein Schwager fragte mich, ob ich wohl Lust und Muth hätte, zu Schiffe über den See zu setzen; sonst könnten wir den etwas unbequemern Weg am Ufer hin machen. Mit Freuden ergriff ich sein Anerbiethen. Die Anstalt war bald gemacht, wir schickten den Wagen voraus, und bestiegen ein kleines Schiffchen. Noch nie hatte ich eine so angenehme Reise gemacht. Die Sonne sank rechter Hand zwischen Felsen und Kiefernwäldern hinab, eine Feuersäule zitterte lodernd vor ihr über die Wasserfläche heran, bis an unsern Kahn, der in rothen Funken dahin glitt. Die gegen über stehenden Berge glänzten im Purpurlichte; Hirtenflöten riefen von den

einsamen Alpen hinab in's Thal. Mir fiel der Nachen Charons ein. Erlöset vom Geräusche der Welt, abgestorben allen irdischen Leiden und Freuden, schwamm ich so auf der stillen Fluth dem Lande zu, wo Frieden und Ruhe meiner warteten. Eine unbeschreibliche, süße, beruhigende Empfindung erfüllte mein ganzes Wesen. Wir stiegen aus, und gingen zu Fuß durch den reinlichen Marktflecken. Der Weg führte an der Kirche vorbey. Es war Sonnabend, die Litaney und der Segen eben zu Ende; das Landvolk verließ noch singend die Gothische uralte Kirche, in der einige rothflammende Lichter die Dunkelheit mehr zeigten als erhellten, und zerstreute sich auf dem Rasenplatze unter der Linde, wo neben einem heiligen Bilde ein klarer Brunnen im Schatten plätscherte. Die Arbeit des Tages, der ganzen Woche war nun vollbracht, und ein feyerliches Gebeth heiligte die Muße, welcher der Mensch sich überließ. Auch sie sehen den Freuden der Ruhe nach langer Plage entgegen, dachte ich, und bethete im Stillen mit ihnen, und bath Gott, auch die Ruhe zu segnen, der ich nun entgegen ging. Von allen Seiten wurden wir jetzt, wie wir uns der Kirche näherten, freundlich begrüßt. Die Gesellschaft mei-

nes Schwagers machte auch mich Unbekannte diesen guten Menschen weniger fremd; und als mein Schwager ihnen sagte, wer ich wäre, bekam ich manchen herzlichen Gruß und Handschlag. Ich war bis zu Thränen gerührt, ich hatte Mühe, sie zu verbergen, um den einfachen Landleuten keine irrigen Begriffe von mir zu geben. Mehrere begleiteten uns aus dem Markte nach dem Eisenhammer, der nur eine Viertelstunde davon liegt. Der Weg senkte sich außer dem Markte, und wir bogen links in ein Thal ein, das ziemlich eng und von hohen Bergen beschränkt war. Hier erblickte ich, von einzelnen Bäumen umgeben, auf einem mäßigen Hügel das Wohnhaus. Schon flimmerte Licht in einem Fenster, und häuslich und nachbarlich glänzte mir der Schein des lodernden Feuers aus der Küche entgegen. Von dem Hause streckt sich ein kleiner Vorgarten mit Blumen und einigen Obstbäumen den Hügel herab; mein Herz schlug hoch, das Bild meiner Schwester, meiner verstorbenen Mutter und Ferdinands schwebten lebhaft vor mir, mein ganzes Schicksal stieg in hellen Gestalten vor mir auf, meine lang verhaltenen Thränen brachen mit Macht hervor. Plötzlich hörte ich rufen: Sie sind's! Sie sind's! Ich blickte

auf, ich sah im Garten sich einige weiße Gestalten bewegen, und meine Schwester mit ihren Kindern stürzte uns entgegen. Laß mich über die ersten Augenblicke hingleiten! Sie vertragen keine Beschreibung. Therese sieht vortrefflich aus, man merkt es ihr auf den ersten Blick an, daß sie glücklich ist. Sie führte mich in's Haus. Diese Reinlichkeit, diese Stille, dieser häusliche Friede, der mir überall entgegen strahlte, thaten meinem aufgeregten Herzen unaussprechlich wohl. Da wohnt die Ruhe, sagte ich zu mir selbst, da mußt du sie finden, wenn du es noch werth bist, sie zu erlangen. Und ich habe sie gefunden, liebe Lisette! Mir ist wohl, so wohl, wie mir seit langer Zeit nicht war, ob ich gleich nicht sagen kann, daß ich froh, ja daß ich nur gesund wäre. Aber es ist still in mir, ich habe Friede mit mir selbst; und das ist's allein, was ich, so lange ich auf dieser Welt wandle, noch brauche.

Unsere Lebensart ist sehr einfach. Wir stehen früh auf, beschäftigen uns den ganzen Tag mit Wirthschaft, Handarbeit, und den Kindern. Der Abend, der schon um halb sechs Uhr anfängt, wenn nähmlich die Arbeiter, die um fünf Uhr aufhören, entlassen sind, wird mit Lesen, Musik, zuweilen mit einem Kartenspiele zugebracht, be-

sonders, wenn der Pfarrer kommt, ein ehrwürdiger, sehr gebildeter Greis, oder der Forstmeister von der Herrschaft, der nur ein paar hundert Schritte von uns wohnt. Um halb neun Uhr essen wir zu Nachts, um zehn Uhr schläft alles im Hause. Ach wie oft, wenn die große Hausuhr mit langsamen Schlägen zehn Uhr angibt, der Wächter sein »Alle meine Herrn« u. s. w. anstimmt, und alles umher so still ist, daß man das Rauschen des Wassers am Eisenhammer deutlich hört, wie oft denke ich daran, wie ich sonst um diese Zeit im glänzenden Putze beym Scheine von hundert Lichtern in euren prächtigen Zimmern stand, alles um mich her von Menschen wimmelte, Glanz, Geschmeide, Putz, Kartenspiel und flüchtige Geschwätze meine Sinne betäubend einnahmen, und ich mich selbst in dem Wirbel verlor! Dann ist mir wohl in meiner einsamen Stille, und mit seligem Gefühle weide ich mich an der tiefen Ruhe, die mich umgibt.

So friedlich ist es auch in meinem Herzen geworden. Nicht daß ich meinen unersetzlichen Verlust nicht mehr so tief fühlte, nicht, daß ich glücklich wäre, oder es zu werden hoffte; aber der Kampf meiner Seelenkräfte, die unglückliche Spannung, der innere Zwist, der mein gan-

zes Wesen, so lang ich in eurer schimmernden Welt lebte, peinlich aufregte, haben aufgehört, die schreckliche Vorstellung, von ihm, den ich so gern innig achten möchte, verlassen, vernachlässigt zu seyn, ihn darum weniger achten zu können, ist vor dem milden Strahle der Wahrheit verschwunden. Er erscheint mir wieder so edel, so verehrungswürdig, als in meinen glücklichen Tagen; und selbst der nagende Schmerz der Reue hat seine Stacheln in dieser seligen Stille verloren. Ich sehe mich selbst, und alle Menschen in einem sanfteren Lichte. Ich habe allen vergeben, Wallnern, Babetten, sogar Julianen; ich bedaure ihr unglückliches Schicksal, und wünschte es mildern zu können. An ihn, den ich nun wieder nennen darf, an Ferdinand denke ich mit inniger, unauslöschlicher Liebe. Ich weiß, ich habe ihn für diese Welt verloren, unsere Bande können nicht mehr geknüpft werden; aber lieben, innig, standhaft, treu und ergeben, kann und darf ich das geliebte Bild, das wieder im himmlischen Glanze vor meiner Seele schwebt. Wie lange wird das auch wohl währen? Langsam, aber mächtig zehrt hoffnungsloser Schmerz an meinem Leben; meine Gesundheit ist sehr verfallen, meine Gestalt ebenfalls, und ich fühle,

— dir, Lisette, darf ich es sagen; meine Geliebten hier würde eine solche Äußerung zu sehr betrüben — daß ich den nächsten Frühling wohl schwerlich erleben werde. Und das ist's, das, geliebtes Mädchen, was mich am meisten, am kräftigsten tröstet: es wird nicht mehr lange dauern! So lang ich lebe, soll mein ganzes Wesen, jede meiner Kräfte seinem Andenken, und den theuern Freunden um mich gewidmet seyn; in dieser stillen, aber rastlosen Thätigkeit soll der schwach gewordene Funke meines Lebens sich verzehren. Und wenn ich todt bin, dann Lisette, dann werde ich ihn ohne Reue, ohne Furcht, ohne Vorwurf wieder sehen, und sein Schutzgeist seyn.

An diesem Briefe habe ich acht Tage geschrieben, denn meine Schwester erlaubt mir nicht anzuhalten. Ich werde auch künftig dir keine förmlichen Briefe mehr schreiben. Dazu ist mein Leben zu einfach und arm an interessanten Neuigkeiten; aber wenn mein Herz zuweilen recht voll ist, will ich es gegen dich ergießen, und wenn solche abgerissene Blätter ein ziemliches Packet ausmachen, werde ich sie dir schicken. Nun lebe wohl! Denke meiner oft, und schreibe mir alles, auch das Unbedeutendste, was dich betrifft! Es wird meinem

Herzen wohl thun. Grüße Frau von Valsin herzlich, und sage ihr, daß ich ihr schreiben werde, so bald meine Kräfte sich mehr erhohlt haben!

Sieben und fünfzigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

London den 10. October 1798.

Ich soll dir Vollmacht geben? Ich soll dich für mich handeln lassen? Leonore ist frey? Sie ist aus dem Schöndorfschen Hause gerettet? Von Wallnern getrennt? Ich soll hoffen? Du hoffst selbst? O mein Bruder! Welcher Sturm von Gefühlen, welches unübersehbare Heer von streitenden Gedanken haben deine letzten Briefe, die ich durch Zufall zugleich erhielt, in meiner Seele erregt! Ist es möglich? Ist es nur wahrscheinlich, daß das alles, was auch meine schwärmerischen Wünsche kaum zu hoffen wagten, geschehen seyn soll? Schmeichelt deine Liebe nicht meinem zerrissenen Herzen mit schönen Träumen, denen keine Wirklichkeit entsprechen wird?

Ich habe deine Briefe wohl zehn Mahl gelesen. Zuerst — lächle nicht über mich! — zuerst verstand ich sie nicht; denn mein Herz war durch die ersten Worte derselben in zu großen Aufruhr gebracht. Ich hatte sie zwey Mahl überlesen, und wußte noch nicht, was sie enthielten, ob ich über ihren Inhalt jauchzen oder verzweifeln sollte. Ich mußte mich sammeln, ich mußte den Sturm in meiner Seele sich legen lassen. Dann nahm ich die verhängnißvollen Blätter wieder in die Hand. Mein Herz hatte sich nicht getäuscht, als es beym ersten Anblicke so ungestüm zu pochen angefangen hatte; ich durfte jauchzen. Nun las ich beyde Briefe bis an's Ende, und nun verstummte mein Jauchzen wieder; und so innig sich meine ganze Seele über Leonorens Rettung freute, so konnte ich doch nimmer in die sanguinischen Hoffnungen einstimmen, die du für mich nährest. Hoffen! Ludwig! Die zwey Sylben sagen viel, setzen viel voraus, das ich den Muth, oder laß mich aufrichtig reden, die Thorheit nicht habe, vorauszusetzen. Warum soll ich hoffen? Laß uns deine Nachricht mit unparteyischen Augen betrachten! Laß mich, mich aus mir selbst und aus allen den erschütternden Beziehungen hinausdenken, die jedes Wort für

mich haben muß, und laß mich als einen kaltblütigen Zuschauer überdenken, was sich daraus schließen läßt! Leonore ist von Wallners Nichtswürdigkeit überzeugt worden. Gut. Das war natürlich und zu erwarten, wenn stolze Sicherheit und Gewißheit seiner Beute einst seine Klugheit einschläfern würden. Das mußte früher oder später geschehen. Leonorens Schutzgeist hat es so gelenkt, daß es noch nicht zu spät für die Ruhe ihres Lebens war. Sie ist von ihrer Bezauberung zurück gekommen; der Schleyer ist von ihren Augen gefallen, der sie in Ansehung seines Werthes geblendet hatte, und sie reißt sich von ihm los. Auch das war von einem Mädchen, das so viel Zartgefühl, als Leonore, besitzt, ja, beynahe von jedem, das nur richtigen Verstand hatte, zu erwarten; denn welches Loos konnte wohl an der Seite eines solchen Menschen ihrer warten? Sättigung, Ekel an den schalen Freuden der großen Welt, die ein edles Herz unmöglich lange mit ihrem falschen Glanze täuschen können, vielleicht Kränklichkeit, oder wohl gar Kummer, sich von dem Manne trennen zu müssen, den sie so gern geachtet hätte, Gefühl der Einsamkeit mitten unter Menschen, die ihrem Herzen und Kopfe nichts seyn konnten, bestimmten

sie, den Schauplatz zu verlassen, der ihr nichts Neues, nichts Reizendes, nichts, was ihr vielleicht blutendes Herz ausfüllen konnte, anzubiethen hatte. Sie geht auf's Land, und läßt ihre Thränen um den Mann, der sie so schrecklich getäuscht hatte, in der Einsamkeit ungestörter fließen. Warum soll ich mir diesen Schritt günstiger deuten, der bloß natürlich aus den vorhergegangenen fließt, und keine Motive enthält, die nicht schon zum Theile in den vorigen gelegen hätten? Ich sehe also keinen, auch nicht den schwächsten Strahl von Hoffnung für meine verkannte, längst vergessene Liebe; und es wäre lächerlich von mir, wenn ich nun auftreten, und, voll eitler Zuversicht auf die letzten Ereignisse, Ansprüche geltend machen wollte, auf welche doch nicht die geringste Rücksicht genommen wurde. Sieh, Ludwig, so denke ich über deine Briefe, und über die Neuigkeiten, die sie enthalten. Aber dennoch freuen sie mich unendlich; denn Leonore wird, wenn auch nicht glücklich, doch ruhig, und mit sich selbst eins werden. Ach, um den Frieden dieser schönen Seele zu retten, hätte ich jeden, auch noch so lächerlich scheinenden, Schritt gewagt, ich hätte dir wirklich Voll-

macht gegeben, alles zu sagen und zu schreiben, was du nöthig gefunden haben würdest, um sie aus den verhaßten Banden zu retten. Jetzt hat sie sie muthig selbst zerbrochen, und sie bedarf unserer Hülfe nicht mehr. Sie steht groß und erhaben, und um so viel edler da, je freyer dieser Entschluß aus ihrer schönen Seele hervorging. Ach, Ludwig! Was habe ich an ihr verloren! Wie unaussprechlich glücklich hätte sie mich gemacht, und wie elend bin ich ohne sie! Der Zweck meines Lebens ist verfehlt, das Ziel, wornach alle meine Kräfte strebten, zu welchem ich mein ganzes Wesen mit rastloser Thätigkeit gebildet hatte, ist mir entrissen, und alle diese Kräfte, diese Thätigkeit, sind nun an ein Phantom verschwendet. Beziehungslos, einsam stehe ich in der Welt, und kann nicht einmahl hoffen, daß künftige Tage oder ein Zusammenfluß günstiger Begebenheiten mir einen Ersatz des Verlornen geben könne; denn wie kann ich hoffen, jemahls ein Mädchen zu finden, das so von ihrer zartesten Jugend an, mit mir und für mich gebildet, so in allem Eins mit mir wäre? Ludwig! Wenn ich diese Saite berühre, dann bluten alle Wunden meines Herzens auf's neue, und ich fühle, wie unersetzlich mein Verlust ist. Laß

mich schweigen, laß mich den wohlthätigen Schleyer nicht lüften, den angestrengte Geschäftigkeit und Entfernung über diesen schmerzendsten Theil meines Schicksals zu ziehen anfangen! Leb wohl! Ich werde nie glücklich seyn; aber ich bin ruhiger, seit ich weiß, daß Leonore sich selbst wieder gegeben ist, und dafür, für diese so schnell mitgetheilte Nachricht, dankt dir mein wundes Herz mit innigem Gefühle.

Acht und fünfzigster Brief.

Leonore v. Brandner an Lisette v. Schöndorf.

Weidenbach den 5. November 1798.

Heute war ich seit vielen Tagen wieder zum ersten Mahle im Freyen draußen. Ein anhaltendes Regen- und Nebelwetter hielt uns in den Zimmern. Welche Veränderung, als ich hinaus trat in den Garten, der von dem Hause sich an einen sanften Hügel bis zum Walde hinan zieht! Die Bäume waren beynahe ganz kahl, die Stürme in den letzten Tagen hatten ihnen ihre welken Blätter größten Theils entrissen, die seltenen, die noch hier und da hingen, rieselten bey jedem kleinen Lufthauch auf mich herab, mein Fuß rauschte in dem einst so üppigen Frühlingsschmucke der Zweige; keine Blume, keine Frucht, kein Gemüse war mehr zu sehen, der ganze Garten schien verödet und trauernd.

O, der Anblick erschütterte mich tief! So aller Freuden und Reize beraubt, so dem nahen letzten Schlafe zuwelkend, liegt auch das Leben vor mir, und wohl mir, wenn er recht, recht nahe wäre!

Den 15. November 1798.

Nun ist der Winter mit allen seinen Schrecken eingetreten, sagte gestern mein Schwager, als er unter einem heftigen Schneegestöber Abends von dem nächsten Dorfe nach Hause kam. Mir kommt es nicht so vor, ich finde ihn nicht schrecklich; denn die finstere Trauer, die er über die Gegend verbreitet, stimmt ganz mit dem Innern meiner Seele zusammen. Die Nebel hängen bis an den Fuß der Berge herab, ein heulender Sturm beugt die Bäume des Forstes; kein Sonnenstrahl durchdringt die trübe Hülle, die auf allen Gegenständen liegt. So ist es außer mir, so ist es in mir. Auch greift die naßkalte Witterung meinen geschwächten Körper stärker an; das Abendfieber, das mich eine Zeit lang verließ, stellt sich wieder ein. Ich stehe erst um neun Uhr auf, und lege mich um acht

Uhr Abends nieder. So wird die Zeit, die ich im Bette zubringe, immer länger, so werden die Stunden, die ich als thätiger lebender Mensch genieße, immer weniger, bis ich einst das Bett gar nicht mehr verlassen werde, und man mich endlich in dem engen, finstern Hause mit allen meinen Schmerzen und Leiden zur Ruhe bringt. Dann wird mir gewiß wohl seyn. Und den Zeitpunct sollte ich fürchten?

Den 20. November 1798.

Meine liebste Beschäftigung ist mit den Kindern meiner Schwester, besonders mit dem kleinen vierjährigen Ferdinand. Ein holder schöner Knabe, der mit inniger Liebe an mir hängt. Er ist fast den ganzen Tag auf meinem Zimmer; ich lehre ihn lesen, ich zeige und erkläre ihm Kupferstiche aus der Bibliothek seines Vaters. Er faßt schnell, und zeigt sehr viel Scharfsinn in seinen Antworten und Fragen; am meisten aber freut mich die Tiefe des Gefühls, die, mit Sanftheit verbunden, eine seltne Erscheinung bey einem Kinde ist. O Lisette! Ist es nicht kindisch, wenn ich Ähnlichkeit zwischen dem Kna-

ben und seinem Pathen suche, und zu finden glaube, Ähnlichkeit des Gemüths, ja sogar eine flüchtige Ähnlichkeit der Gestalt? Lächle nur, Lisette, ich verdiene es, ich sehe es auch wohl selbst ein; und dennoch möchte ich diese traurige Beschäftigung um nichts in der Welt hergeben. Sie ist jetzt meine einzige Freude.

Die Witterung wird immer rauher; jetzt liegt schon überall Schnee, und nur die steilen schwarzen Felsenwände und die dunkeln Stämme der Tannen unterbrechen die weite weiße Wüste. Ich komme nicht aus dem Zimmer, zuweilen nur auf einige Stunden aus dem Bette; aber es ist so still, so ruhig in mir, wie in der erstarrten Gegend umher. Ein einziger Gedanke, Ein Gefühl bewegt sich oft süß, öfters schmerzlich in meiner Seele, Erinnerung an schöne Tage, an ein unwiederbringliches verlornes Glück; und selbst diese Wehmuth hat etwas Reizendes für mich. Neulich wurde sie aber doch beynahe zu stark. Mein Schwager war auf ein paar Tage verreiset. Du kannst nicht glauben, mit welcher Liebe, mit welcher Verehrung, möchte ich sagen, meine Schwester, die Kinder, ja alle seine Leute an ihm hängen. Auch ist er ein trefflicher Mann, der rund um sich her Leben,

Thätigkeit und Glück verbreitet. Er hat seine Eigenheiten, die, ehe man ihn genauer kennt, abschreckend sind; er ist sehr gähzornig, ein Liebhaber vom Disputiren, oft im Zorne übereilt, aber eben so bereit, wieder gut zu machen. Meine Schwester hatte anfangs manche unangenehme Scene mit ihm; aber jetzt, da sie ihn kennt, und sich in seine Launen fügen gelernt hat, ist sie eines der glücklichsten Weiber auf Erden. Das fühlt sie auch, obwohl sie ihres Mannes Fehler nicht mißkennt; und nun verstehe ich auch manche Stelle ihrer Briefe viel richtiger, die mich einst auf die falsche Meinung brachte, als sey sie nicht glücklich, und überhaupt kein Glück in der Ehe zu hoffen. Doch zurück zu meiner Geschichte. Die Reise sollte nur in allem fünf bis sechs Tage dauern, und Friedberg fand es nicht nöthig, daß ihm vom Hause geschrieben würde, weil er ohnedieß nicht viel an Einem Orte seyn würde. Doch versprach er, wenn es irgend möglich wäre, seiner Frau zu schreiben, und am Ende der Woche zu kommen. Es kam kein Brief, und meine Schwester fing an, unruhig zu werden, besonders da das Wetter außerordentlich schlecht war, und man hier und da von Angriffen im Gebirge hörte. Wir sprachen

ihr alle zu, stellten ihr vor, daß es ihr Mann ja nicht gewiß versprochen habe, und vertrösteten sie auf den Sonnabend. Der Sonnabend kam und verging, der Sonntag kam und verging — mein Schwager blieb aus. Nun wurde auch mir und den Leuten in der Fabrik bange; meine Schwester aber war in einem wirklich mitleidswerthen Zustande. Tausend Mahl des Tages sah sie aus dem Fenster, bey jedem Geräusche fuhr sie auf, und die Schreckbilder, die ihre Phantasie ihr machte, versetzten sie in eine solche innerliche Unruhe und Gährung, die ihr Eßlust und Schlaf nahmen. So etwas war ihr in ihrer achtjährigen Ehe bey den vielen Reisen ihres Mannes noch nicht begegnet; er hatte noch jederzeit bis auf die Stunde Wort gehalten. Sie wußte sich also sein Ausbleiben, Trotz aller Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, die wir ihr vorstellten, nicht anders, als durch ein Unglück zu erklären. Der Montag verging auch, und am Dinstag Abends saßen wir eben in der Dämmerung beysammen, uns in Erfindung aller möglichen Fälle, die des Schwagers längere Abwesenheit verursachen konnten, erschöpfend, als auf einmahl das Posthorn erschallte. Die Miene meiner Schwester, ihr Freudengeschrey, und zu-

gleich im nächsten Augenblicke die Furcht, ob es auch ihr Mann, und in welchem Zustande er vielleicht seyn würde, werde ich nie vergessen. Alles stürzte aus dem Zimmer; die Kalesche fuhr in den Hof, und — mein Schwager sprang wohlbehalten heraus, und schloß mit innigem Entzücken sein Weib in die Arme, das sprachlos und zitternd an seinem Halse hing. Die Kinder klammerten sich an ihn, seine Leute umringten ihn mit lautem Rufen; es war eine Scene der höchsten Rührung und Freude, der schönsten menschlichen Gefühle. Nur ich, ich Arme, stand allein, verlassen, und im Gefühle dieser Verlassenheit weinend, an der Seite der unaussprechlich glücklichen Gattinn; und das Andenken, daß ich einst auch so glücklich hätte seyn können, und nun nie, nie mehr werden würde, stürzte mich in eine so tiefe Trauer, daß ich mich entfernen, und einen Anfall von Fieber vorschützen mußte, um meinen Thränen freyen Lauf zu lassen, und die Freude der Glücklichen nicht zu entweihen.

Die Ahnungen meiner Schwester waren indeß nicht so ganz ungegründet gewesen. Mein Schwager hatte in den schlechten Wegen auf seiner Rückreise umgeworfen, den Wagen ganz

zerbrochen, und sich stark an der Hand beschädigt, so, daß er theils des Wagens, theils seiner selbst wegen zwey Nächte und einen Tag in einem Dorfe bleiben mußte, und nicht schreiben konnte. Dieses war die Ursache seiner Verzögerung gewesen, und der Brief, den er vorher geschrieben hatte, war durch die schlechten Wege oder einen andern Zufall aufgehalten worden, und kam erst nach ihm an. Dieser kleine Unfall diente nun, den Genuß der häuslichen Ruhe und der allerinnigsten Freundschaft und Liebe um vieles zu erhöhen. Ach Lisette! So leben diese Menschen um mich her, und es ist, bey Gott! nicht Neid und Scheelsucht, wenn mich ihr Glück oft bittere Thränen kostet.

Mein Schwager wird wieder verreisen und auf längere Zeit, vermuthlich auf drey oder vier Wochen. Ich fürchte mich darauf, erstens, weil ich wirklich besorgt bin, bey diesem immerwährenden Schneegestöber und den schlechten Straßen im Gebirge, zweytens, weil wieder eine trübe Einsamkeit und traurige Stille in unserm kleinen Kreise herrschen wird, wenn er, der ihn hauptsächlich belebt, uns mangelt. Er ist die Seele des ganzen Hauses; ihm danke ich viele meiner angenehmsten, heitersten Stunden, und

noch mehr manche treffliche, tief aus dem Herzen geschöpfte Grundsätze und Bemerkungen, welche viel dazu beytragen, mir Geduld und ruhige Fassung zu geben. Ach Lisette! Welches köstliche Kleinod für ein Weib ist das Herz eines solchen Mannes, in welchem sie bey jedem Falle Trost, Rath, Unterstützung, oder wenigstens die innigste, aufrichtigste Theilnahme findet! Auch die bangen Ahnungen, die Angst meiner Schwester während der künftigen Abwesenheit werden mein Herz quälen; und dennoch ist etwas in dieser Reise, was mir eine kleine Freude macht. Er geht nach L**, er wird mit Seltig, mit dem er Geschäfte hat, zusammen kommen, er wird ihn sprechen, und ihn einladen, uns künftigen Frühling zu besuchen; denn die beyden Männer sind, was ich erst hier erfuhr, sehr alte Freunde. Künftigen Frühling! Ja, wer ihn erlebte! Wie leichtsinnig sprach ich sonst oft die Worte aus, und dachte mir auch die Möglichkeit nicht, daß ich ihn nicht erreichen könnte! Was waren vier oder fünf Monathe für ein glückliches Mädchen, in der Fülle der Gesundheit und Jugend! Und jetzt? O es sind vier Ewigkeiten! Und wenn ich meine abnehmenden Kräfte bedenke, so zweifle ich oft, daß sie

nur noch einen Monath hinreichen werden. Aber genug der trüben Gedanken! Ich kann dir doch nichts anders als Klagen und Seufzer schreiben. Vergib, Liebe! Aber du willst, daß ich dir Nachricht von mir gebe, daß ich Wahrheit berichte: und was kann ich denn Frohes und Angenehmes schreiben? Leb wohl! Ich schließe jetzt den Brief, weil ohne dieß der Bothe kommt; sonst wird der Pack zu stark.

Neun und fünfzigster Brief.

Lisette v. Schöndorf an Leonore v. Brandner.

*** den 20. October 1798.

Ach, liebes Lorchen! Welche Geschichten, was für fatale und angenehme Veränderungen habe ich dir zu sagen! Ich Unglückliche war schon auf dem Puncte, auf ewig von Seefeld getrennt zu werden, und jetzt bin ich seine Braut. Ich bin so glücklich, und doch wieder so unglücklich, so zufrieden und so mißvergnügt, und die Begebenheiten sind die letzte Zeit her so bunt durcheinander gegangen, daß ich gar nicht weiß, wo ich eigentlich anfangen soll, um dir einen deutlichen Begriff von allem zu geben. Du weißt auch, liebes Lorchen, daß ich eine ungeübte Schreiberinn bin; du wirst also Geduld haben, und das Beste, nähmlich das Verstehen und Auseinandersetzen, aus deinem Kopfe dazu geben müssen.

Du erinnerst dich noch wohl, daß meine Schwester und die Valsin vor einem Jahre recht gute Freundinnen waren, nähmlich als meine Schwester noch unverheirathet war. Seit sie mit dem Grafen vermählt ist, ist das Verhältniß zwischen den beyden Frauen merklich kälter geworden. Meiner Schwester Rang ist weit höher, als der der Valsin, und sie fordert also mancherley Aufmerksamkeiten und Rücksichten, welche ihr die andere in Hinsicht auf ihre alte Bekanntschaft eben nicht allezeit zu erweisen geneigt ist. Dazu kommt noch, daß nicht allein in unserem Hause, sondern beynahe in unserer ganzen Bekanntschaft sie beyde sich in Putz und Pracht vor allen auszeichnen. Du weißt, liebes Lorchen, wie die Weltdamen sind, und was man von solchen Freundschaften zu halten hat. Es gab hier und da kleine Eifersüchteleyen und Neckereyen. Keine wollte sich von der andern verdunkeln lassen, wie denn das so zu gehen pflegt. Neulich nun bekommt zum Glück oder Unglück, ich weiß nicht wie ich sagen soll, Madame Jonquille eine große Menge ganz neuer Moden von Paris. Meine Schwester und die Valsin waren die ersten, die hineilten, um das Beste auszuwählen. Die Valsin kam aber zu-

vor, und suchte ein Ballkleid und einen Hut, den die Madame Lisfrand *) selbst gemacht haben soll, aus. Es war prächtig; aber die Marchande de Modes forderte einen so ungeheuren Preis, daß die Valsin fortging, und sich zu bedenken versprach. Gleich darauf kommt meine Schwester. Sie sucht sich dieselben zwey Stücke aus, welche unstreitig die schönsten waren; die Marchande de Modes sagte, daß sie schon halb und halb bestellt wären. Die Schwester fragte: von wem? Madame Jonquille erzählte ihr alles, und Juliane, voll Begierde und Freude, die Valsin auffallend zu verdunkeln, zahlt noch um fünf Ducaten mehr, als die Jonquille gefordert hatte, fährt triumphirend mit ihren Putzsachen nach Hause, und erscheint Abends bey Rehfeld, wo die Valsin auch hinzugehen pflegt, in ihrem neuen Staate. Die Folgen kannst du dir denken. Es brach eine offenbare Feindschaft zwischen ihnen aus. Die Valsin hielt sich laut über meine Schwester auf, deren Hochmuth sie diese Neckerey zuschreibt, und die meisten jungen Männer nahmen eifrig ihre Partey. Meine

---

*) Eine berühmte Modehändlerinn in Paris.

Schwester, höchst aufgebracht durch die Bon-
mots und witzigen Einfälle, die von der Valsin-
schen Partey auf sie geschossen wurden, schont
ihrerseits der Valsin auch nicht, und geschäftige
Klätscherinnen, worunter hauptsächlich die Dor-
fing gehört, ermangeln nicht, das Gesagte mit
Vermehrungen hin und her zu tragen. Es kommt
so weit, daß sich die zwey Frauen in einer Ge-
sellschaft laut Bitterkeiten sagen. Nun dringt
meine Schwester, deren Plan das längst war,
und die vielleicht den Streit mit der Valsin wohl
nur deßwegen anfing, darauf, daß meine Äl-
tern dem jungen Seefeld das Haus verbiethen,
und jede Verbindung zwischen mir und dem
Bruder ihrer Feindinn aufheben sollen. Du
kennst meine Ältern und die Verfassung in unse-
rem Hause; meine Schwester herrscht über die
Mama, die Mama über den Papa, und so
wurde dann das Todesurtheil gesprochen. Ich
war etliche Tage wie vernichtet, und mein armer
Ernst auch. Der gute Rechtler war mein einzi-
ger Trost, in seiner und seiner braven Frau
Theilnahme fand ich noch einige Beruhigung,
und er versprach mir zu thun, was er könnte;
aber er konnte leider nicht viel. Doch höre,
was nun weiter geschah! Die Valsin, höchst er-

bittert, daß ihrem Bruder das Haus bey uns verbothen, und alle Hoffnung auf meine Hand abgeschlagen wurde, bestürmte ihren Gemahl, ihren und ihres Bruders Schimpf zu rächen, und die Lieferungen, die er bisher meinem Vater überlassen hatte, einem Andern zu geben. Das war ein tödtlicher Streich für meines Vaters Handlung. Er war völlig betäubt, als er es hörte; und nun sparte der gute Rechtler nichts, ihm die Hölle recht heiß zu machen, und ihn zu überreden, das einzige Mittel zur Versöhnung, das er in Händen habe, nicht zu vernachlässigen, und seinen übereilten Schritt gegen Seefeld wieder zurück zu nehmen. Daran wollte mein Vater aus Scham lange Zeit nicht, und meine Mutter, die von Julianen aufgehetzt wurde, noch weniger; aber Rechtler ließ nicht nach, und erboth sich, wenn denn mein Vater durchaus nicht selbst handeln wollte, alle Schritte an seiner Statt zu thun, wenn er ihm nur Vollmacht gäbe. Über diese Auskunft war mein Vater ganz entzückt; er fiel dem braven Alten um den Hals, und gab ihm uneingeschränkte Erlaubniß, zu sagen und zu bedingen, was er für gut finde, wenn ihm nur die Lieferungen blieben. Rechtler ging also gerade zu Valsin,

und machte seine Sachen so gut mit ihm und mit ihr, die wirklich kein böses Herz hat, daß er mit der Nachricht einer vollständigen Versöhnung nach Hause kam, nur unter der Bedingung, daß meine Hochzeit mit Seefeld nicht mehr länger verschoben, sondern, vermuthlich meiner Schwester zum Trotz, in sechs Wochen mit aller Pracht vollzogen werden sollte. Diese Bedingung, die mein Vater ganz gern zugab, kostete bey meiner Mutter einen schweren Kampf; sie meinte, es wäre schon genug, wenn alles wieder auf den alten Fuß gesetzt würde. Dazu hatte denn Rechtler von der Gegenpartey keine Erlaubniß, und zuletzt siegte doch die Vorstellung des großen Vortheils und die mütterliche Liebe; denn ich war ihr zu Füßen gesunken, und hatte sie beschworen, mein ganzes Erdenglück nicht auf ein so grausames Spiel zu setzen. Sie willigte ein; aber man sah, was es sie kostete, und das alles nicht etwa aus Stolz oder Abneigung gegen Seefeld, sondern — ach Lorchen, ich schäme mich fast, das von einer sonst so guten Mutter zu schreiben — aus Furcht vor Julianen. Auch gab es eine entsetzliche Scene, als diese nach Tisch kam, und hörte, was so unwiderruflich beschlossen war. Vergebens versuchte sie alles,

um die Sache rückgängig zu machen; der gute Rechtler, der so etwas vorher gesehen hatte, war auf der Stelle zu Valsin gegangen, und kam noch, während Juliane da war, mit dem neu abgeschlossenen Contracte für die Lieferungen zurück, und mit einem Entwurfe unseres Heirathsbriefes, den die Valsin selbst aufgesetzt hatte, und der für mich sehr vortheilhaft seyn soll, wie man sagt; denn ich habe mir vor lauter Vergnügen und Verdruß noch nicht Zeit genommen, ihn zu lesen. Als Juliane die beyden Papiere sah, wurde sie bleich und roth, ergoß sich in Bitterkeiten gegen die Valsin, gegen Rechtler, gegen mich, gegen ihre Ältern sogar, und verließ das Haus, um es, wie sie sagte, nie mehr zu betreten. Sieh, Lorchen, so hat eine Chemise und ein Hut das Glück zweyer Menschen gemacht, und die gute Madame Lisfrand mochte es wohl nicht ahnen, als sie mit schöpferischen Händen diesen zwey Meisterstücken hundert Meilen von hier das Daseyn gab, daß sie am äußersten Ende von Deutschland zu so wichtigen Scenen Anlaß geben, und so viel Freude und so viel Schmerz verbreiten würden.

Bey allem dem, so glücklich die Wendung für mich ist, die die Sachen genommen haben,

kann ich doch nicht vergnügt seyn. Die Schwester ist mir feind, die Mama betrachtet mich als die Ursache alles des häuslichen Zwistes, und läßt mich's oft recht schmerzlich entgelten; besonders behandelt sie Seefelden mit auffallender Geringschätzung, und der Papa ist böse über alle die Zänkereyen und Mißhelligkeiten. Bey Tische spricht keines ein Wort, und wenn sie reden, so sind's Sticheleyen. Die Fremden merken das wohl, und sind verlegen. Ich sage dir's, Lorchen, daß ich mich zuweilen fürchte, wenn solche Scenen vorfallen, wenn die Mama mich bey jeder Gelegenheit neckt, und der Papa, der das merkt, mich offenbar in Schutz gegen sie nimmt, und sie dann vor den Hausleuten und Gästen in Bitterkeiten ausbrechen. Ach, dann möchte ich oft lieber allen meinen süßen Hoffnungen entsagen, um nur den Frieden wieder herzustellen! Ich freue und fürchte mich dann auf die Stunde, wenn Seefeld kommt. Ach, er ist der einzige, dem ich meine Noth klagen kann, und doch muß ich suchen, ihn den Augen der Mama zu entziehen, weil sie ihm oft wirklich unhöflich begegnet, und er schon ein paar Mahl im Begriffe war, dieß Betragen ernsthaft zu rügen, wenn ihn nicht

ein Blick auf mich wieder besänftiget hätte. Sieh, liebe, gute Leonore, so glücklich und unglücklich, o selig und geplagt ist deine Lisette; und ich wollte nur, daß du hier wärest, damit ich alle meine Klagen in deine Brust ausschütten könnte. Das Beste ist, daß in sechs Wochen alles geendigt seyn, und ich das Haus verlassen werde, wo ich jetzt nur ein Stein des Anstosses und ein wahrer Zankapfel bin. O wenn nur bis dahin kein neues Gewitter über mich losbricht! Bin ich dann erst Seefelds Frau, und nicht immer meiner Mutter vor Augen, so will ich sehen, durch ein recht kindliches unterwürfiges Betragen sie wieder zu versöhnen, und ihr den Verlust meiner Schwester so viel möglich zu ersetzen. Ach, ich weiß wohl, daß sie mich nie halb so sehr, wie Julianen, geliebt hat, und, weiß Gott! sie that nicht recht daran; denn wenn ich auch nicht so schön und nicht so klug bin, so ist mein Herz ihr gewiß kindlicher zugethan, und liebt sie aufrichtiger. Aber das hat sie nie erkannt, und mich immer von Kindesbeinen an von sich entfernt. Und ich wäre ihr so gern näher gewesen, hätte ihr so gern meine Liebe recht gezeigt! Doch vielleicht kann ich es künftig, und dann soll sie sehen, welche von ihren Töchtern sie mehr

liebt, die verstossene Lisette oder die geliebte Juliane. Aber ich sehe, daß mein Brief unendlich lang geworden ist. Vergib meiner Schwatzhaftigkeit! Mein Herz ist voll, und ich habe keine Freundinn auf der Welt, gegen welche ich es so zutrauensvoll und so freudig, wie gegen dich, ausgießen könnte. Lebe wohl, Liebe, Gute, und antworte mir recht bald!

Sechzigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

London den 24. November 1798.

Länger halte ich diese marternde Ungewißheit nicht aus. Ich kehre zurück, ich muß nach ***, ich muß mich selbst überzeugen, was Leonore macht, wie ihr Schicksal, ihre Stimmung, ihre Gesundheit ist. Ich habe einen Brief von meiner Schwester erhalten, der mich beynahe zum Wahnsinn gebracht hat. Leonore ist krank, gefährlich krank, ein schleichendes Fieber nagt an ihrem Leben, sie verzehrt sich in Gram und freudenloser Einsamkeit; ob um mich? ob um Wallnern? sey zweifelhaft: aber daß sie den Frühling nicht erleben werde, gewiß. Ludwig! Und das schreibt sie mir so kalt, so obenhin, wie eine neue Zeitung, und auch du sprichst nur abgebrochen, und wenig von Leonorens Gesundheit. Freund! Bruder! Wie war es dir mög-

lich, dir, der du die geheimsten Tiefen meines Herzens, der du meine heiße und unauslöschliche Liebe zu dem Mädchen kennst, das verächtliche Menschen und Mißverständnisse mir raubten, wie war es dir möglich, mir ihren Zustand zu verschweigen, oder nur so oberflächlich davon zu sprechen? Wenn es wahr wäre? Wenn sie um meinetwillen litte? Wenn ihr Kummer dem Freund ihrer Jugend gälte? Ludwig! Fühlst du, was in dem Gedanken liegt? O, daß Ströme, Berge, unendliche Flächen zwischen uns liegen! Ich möchte hineilen, zu ihren Füßen sinken, und den Ausspruch über Leben und Tod von ihr erflehen! — Und wenn sie mich nicht liebte? wenn Wallner — Ludwig! Wenn ich bey Sinnen bleiben, wenn ich das Bißchen Vernunft, das so viele Stürme erschüttert haben, erhalten soll, so muß ich hin, ich muß selbst sehen, selbst hören. Ihr alle, kalte, theilnahmslose Seelen, ihr erkundigt euch nur um Begebenheiten, und geht achtungslos über das hin, was mir am theuersten ist, über ihre Stimmung, ihre Gesundheit. Ich habe Theresen geschrieben, weil ich unmöglich länger warten konnte, ich habe mich bey ihr geradezu um Leonoren erkundigt. Mag sie doch von mir denken, was sie will! Mag Leonore über mich lä-

cheln, und den allzutreuen Schwärmer bemitleiden, der noch für sie glüht, indeß ihr Leben um eines Andern willen langsam abstirbt! Wenn ich nur weiß, wie es ihr geht, ob sie lebt, ob noch Hoffnung für sie ist! Und wenn sie mich liebte? Wenn dieser Brief der erste zarte Faden würde, der unsere Herzen wieder an einander zöge? Wenn ich wieder glücklich werden sollte? — Und wenn es zu spät wäre? Wenn sie stürbe, und ich wäre Schuld an ihrem Tode durch mein Mißverstehen, durch meine Bitterkeit, meine Rauhheit? O dann sterbe ich ihr nach, und Friedberg läßt mich an ihrer Seite begraben! Ich bin ein Thor, ich fühle es; aber es ist nicht möglich, ich kann mich nicht fassen. Leb wohl! Ich werde meinem Briefe bald folgen. So bald die dringendsten Geschäfte geendigt sind, eile ich zuerst in deine Arme, dann nach *** und dann zu ihr. O in den Worten liegt ein Himmel!

Ein und sechzigster Brief.

Frau von Walsin an Leonore von Brandner.

*** den 30. November 1798.

Die freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich, mit welchen Sie vor zwey Monathen *** verließen, gaben mir das volle Zutrauen, daß ein Brief von mir Ihnen keine unangenehme Erscheinung seyn wird; und da es meinem Herzen von jeher Bedürfniß war, sich mitzutheilen, so ergreife ich mit doppeltem Vergnügen diese Gelegenheit, wo ich Ihnen, theure Eleonore, so vieles zu sagen habe, was Sie und mich und andere uns schätzbare Personen betrifft. Lisette, das gute, sanfte Mädchen, nun bald meine theure Schwester, wird Sie bereits mit einem Vorfalle bekannt gemacht haben, der uns allen Un=

glück drohte, der aber durch eine glückliche Wendung und vorzüglich durch das kluge und feste Betragen des schätzbaren Rechtler, dessen vortrefflichen Charakter ich bey dieser Gelegenheit erst recht kennen lernte, zum Segen für ein edles Paar — erlauben Sie mir immer den stolzen Ausdruck; denn ich weiß, was ich an meinem Bruder besitze — und zur Quelle neuer Freuden für uns alle geworden ist.

Es liegt mir aber zu viel an der Meinung, welche mein theures Lorchen von mir haben kann, daß ich nicht alles thun sollte, um mein Betragen bey dieser Geschichte in ihren Augen in das gehörige Licht zu setzen. Es wäre möglich, daß Lisette mich nicht recht verstanden, und darum auch nicht alles so dargestellt hätte, wie Sie es ansehen sollen, und wie es wirklich ist. Glauben Sie nicht, daß ich so kindisch seyn konnte, eines Anzuges wegen, welchen Juliane mir wegkaufte, Haß auf sie und ihre Familie zu werfen, und das Glück meines Bruders zu untergraben. Es war nicht der Raub, den sie an mir beging, den ich ihr ganz gern vergeben hätte; es war die hämische Art, mit der es geschah, noch mehr aber ihr ganzes Betragen gegen mich, seit sie Gräfinn Kelm ist, worauf

diese letzte Handlung nur gleichsam das Siegel drückte. Sie kennen ihren Stolz, aber Sie haben in der letzten Zeit ihres Aufenthaltes in *** unsere großen Gesellschaften zu wenig besucht, um das Benehmen gehörig bemerkt zu haben, das dieser Stolz, dieser Übermuth, möchte ich lieber sagen, ihr gegen mich und meinen Bruder eingab. Seine und Lisettens Liebe, die beschränkte Existenz, die sie in ihrer Verbindung erwarten, war Julianen von jeher anstößig. Jetzt, da sie so glänzend und so unglücklich vermählt war, da sie auf dem Puncte stand, die Bande zu zerbrechen, die sie selbst aus Trotz, oder aus, Gott weiß, welchen Absichten geknüpft hatte, jetzt war das stille Glück treuer belohnter Liebe, die unschuldige Seligkeit eines genügsamen Paares ihrem tief verwundeten Herzen ein schmerzender Stachel. Sie war elend; und es war ein Verbrechen neben ihr glücklich zu seyn, besonders ein Glück zu genießen, dessen hohen Werth sie wohl kannte, und auf ewig verscherzt hatte. Nur auf diese Art weiß ich den offenbaren Haß zu erklären, mit welchem sie meinen Bruder und mich behandelte. Sie gab sich alle Mühe, ihre Ältern, welche durch Ihre gütige

Verwendung, liebe Leonore, und durch Lisettens Bitten den Wünschen des jungen Paares geneigter gemacht waren, wieder von ihnen abzuwenden; kurz, ich sah mit vielem Grunde einem sehr auffallenden Schritt entgegen, der die Verbindung der Liebenden zerreißen, und ihnen jede Hoffnung benehmen sollte. Der Schritt geschah. Die hämische niedrige Art, mit welcher sie die zwey Putzstücke wegkaufte, der Triumph, mit welchem sie damit vor meinen Augen erschien, sollten das Signal zum Bruche seyn. Das sah ich, und eilte zuvor zu kommen. Ich kannte des alten Schöndorfs schwache Seite; ich wußte, wie ihm beyzukommen ist. Es gelang mir, meinen Mann in's Complott zu ziehen; er both die Hand dazu, die Lieferungen wurden aufgekündigt, und der alte Schöndorf ließ sich zu allem herbey, was wir fordern konnten und wollten, um diese Goldgrube zu erhalten. Die Vermählung meines Bruders war die Bedingung. Schöndorf ging sie herzlich gern ein, und wäre vielleicht noch mehr eingegangen, wenn wir es begehrt hätten, und — die schlaue Juliane wurde in der Schlinge gefangen, die sie Andern zu legen dachte. So, liebes Lorchen, müssen Sie die Sache betrachten, und ich habe Ihnen

alles so umständlich erzählt, um mir die gute Meinung zu erhalten, die Sie von mir mitnahmen, und auf die ich so stolz bin.

Lisette und mein guter Bruder sind unaussprechlich glücklich, und — o liebes Lorchen, Sie dürfen ja in mein Herz sehen — ihr Glück hat mich manchen Seufzer, manche heimliche Thräne gekostet. Ich bin es nicht. Meine Verhältnisse sind nicht darnach, daß ich diese stille Seligkeit von dem erwarten könnte, der allein und rechtmäßig sie mir geben könnte. Und andere Verbindungen? — Ja, Lorchen, ich bin geliebt. Van der Werth ist mir wirklich warm zugethan; aber unseren Verhältnissen fehlt ein Reiz, der höchste, der schönste, den ein menschliches Verhältniß haben kann, der Reiz der Pflichtmäßigkeit. Nimmermehr kann ein Herz, das Begriffe und Gefühle für jene hohen Reize, jenen erhabenen Frieden hat, den nur die Tugend gewährt, in andern Dingen Ersatz dafür finden, und eben so unmöglich ist es, auf der Bahn, auf welche Schicksal, Lockung und die Härte meines Mannes mich gestoßen haben, umzukehren. Lorchen! Wenn ich oft, indeß Lisette und Ernst in Wonne versunken neben mir sitzen, und der Himmel aus ihren Blicken

spricht, wenn ich bedenke, wie glücklich ich hätte werden können, wenn Er, der meine erste, und ich darf es wohl sagen, meine einzige Liebe war, diese heiligen Bande geehrt hätte, wenn er so treu als leidenschaftlich, und so edel als liebenswürdig gewesen wäre! Er ist's, der mein Leben vergiftet, ein Wesen, das für häusliches stilles Glück gebildet war, in die freudenlosen Wirbel der großen Welt geschleudert, und seinen Frieden zerstöret hat. Und dennoch hasse ich ihn nicht! — Ja, Lorchen, Sie sollen meine ganze Schwachheit wissen, er ist mir nicht einmahl gleichgültig. Es ist mir durchaus unmöglich, bey der Vorstellung oder dem Anblicke eines Menschen, dem einst mein ganzes Wesen geweiht war, dem alle meine Gefühle, alle Regungen gehörten, ganz ruhig zu seyn. Ich weiß, daß er diese Empfindungen nicht theilt, aber ich weiß doch, daß er mich achtet; und zürnen Sie nicht, Lorchen, er achtet auch Sie, das weiß ich aus seinem eigenen Munde. Er schämt sich jetzt der Rolle, die er vor Ihnen gespielt hat. Sie haben ihm Ehrfurcht eingeflößt; und die Fähigkeit, diese Empfindung zu hegen, ist doch ein Beweis, daß sein Herz nicht ganz so verdorben ist, als es Ihnen erscheinen muß. Doch, liebe Leonore,

sehen Sie einmahl, wie schwatzhaft mich die Erinnerung an die Freuden meiner Jugend macht! Wahrhaftig, wenn auch mein Spiegel nicht wäre, schon diese Redseligkeit allein würde hinreichend seyn, zu beweisen, daß ich so ziemlich zu den alten Weibern gehöre. Aber Trotz meiner vier und dreyßig Jahre ist mein Herz noch jung, und das junge Herz liebt Sie, theure Leonore, mit aller Wärme und Zärtlichkeit der Jugend. Leben Sie wohl!

Zwey und sechzigster Brief.

Leonore v. Brandner an Lisette v. Schöndorf.

Weidenbach den 1. December 1798.

Gutes, liebes, treues Mädchen! Welche Freude hat mir dein Brief gemacht! Du bist Braut, du bist glücklich! Deine Bahn war nicht mit Rosen bestreut, aber sie führte dich doch an's schöne Ziel; und dafür danke der Vorsicht, die ihren wahren Lieblingen nie so ganz auf Blumen bettet! Der Gang dieser letzten Begebenheiten hat mir Stoff zu manchen Betrachtungen gegeben. Lisette! Wie wunderbar, wie beynahe unglaublich war dießmahl wieder die Führung der Vorsicht! Ein armseliger Zank um einen noch armseligeren Gegenstand muß die plötzliche Vereinigung zweyer liebender Herzen be-

wirken, die sonst noch vielleicht Jahre hätten warten müssen! Die Eitelkeit deiner Schwester treibt sie an, dein Glück zu zerstören, und eine gefährliche Nebenbuhlerinn zu demüthigen; und sieh, diese Eitelkeit wird das Werkzeug, den Triumph dieser letztern zu erhöhen, und eure Wünsche zu erfüllen. So spielt das Schicksal, das über uns in heiligen Finsternissen wandelt, wie Wieland sagt, mit unsern kindischen Entwürfen, und alles, was wir thun, ersinnen und veranlassen mögen, dient, wie sehr wir uns auch sträuben, seiner mächtigen Hand oft als Werkzeug ganz entgegen gesetzter Plane. Nun so laß uns kindlich und innig danken, daß dein Glück mit in diesen Plan gehörte, und glaube mir, daß dein Brief mich recht gestärkt, und auf ein paar Tage völlig gesund gemacht hat!

Daß du, gutes Mädchen, Trotz dieser günstigen Ereignisse nicht ganz froh bist, macht deinem schönen Herzen Ehre. Wie Manche würde in deiner Lage nur an ihr Vergnügen denken, und nicht an die vielen zertretenen Blumen fremder Freuden und Hoffnungen, über welche das Schicksal sie rasch fort zum Ziele führte! Fahre fort, dich so mit Mäßigung, mit heiliger

Scheu zu freuen! Es sichert dir die Dauer deines Glückes; denn es beweiset, daß du desselben werth bist, und versöhnt die strenge Nemesis, die den Übermüthigen straft. Liebe Lisette! Ich habe sie erzürnt durch den leichtsinnigen Gebrauch meines Glückes, und mir ist sie noch nicht versöhnt. Sie dringt auf ihr Opfer, und es wird bald — bald fallen.

Das will mir zwar hier niemand im Hause glauben. Sie finden mich nicht so schwach, nicht so abgefallen, wie ich mir selbst vorkomme. Es mag seyn; ich weiß am besten, wie ich mich fühle, aber ich bestrebe mich nicht, ihren Glauben zu zerstören, denn es würde sie kränken. Die guten treuen Seelen lieben mich alle herzlich; sie wünschen also mein längeres Leben, und darum glauben sie es auch. Meine Schwester besonders, die so mit ganzer Seele an mir hängt, möchte mich gar zu gern wieder einmahl so froh und glücklich sehen, wie in den schönen Jahren, wo wir zusammen in unserer Mutter Hause lebten. Sie hat mir so gar schon ein paar Partien angetragen. Im Anfange war ich ärgerlich über diese Zumuthungen; endlich aber sah ich ein, daß doch bloß Liebe für mich sie dazu vermocht habe,

und so vergebe ich ihr, und liebe sie seit dem nur noch mehr.

Hörst du denn gar nichts von Ferdinand? Euer Haus wird von so vielen Fremden, auch von Engländern besucht, und durch eure Handelsverbindungen könntet ihr ja, wenn auch nur zufälliger Weise, Nachricht erhalten. Frage doch unsern väterlichen Freund, den guten Rechtler, dem ich so vielen Dank schuldig bin, und sage ihm zugleich, daß sein Andenken neben den Bildern meiner theuren Ältern ewig in meiner Seele leben wird! Freylich, London ist groß, und der einzelne Fremde wird leicht übersehen; aber wenn es möglich wäre, etwas von ihm zu erfahren, und wenn es auch die geringste Kleinigkeit wäre, so schreibe sie mir, sie ist meinem Herzen unendlich wichtig. Gestern hatte ich wieder einen recht wehmüthigen Tag. Ich räumte und ordnete in meinen Schriften und Büchern, die ich, seit ich hier bin, noch nicht ausgepackt hatte; und, wie ich ein Buch in die Hand nehme, fällt ein Zettel von Blums Hand heraus. Es war nichts als ein Verzeichniß von etlichen Büchern, die er mir vor sechs oder acht Jahren zum Lesen vorgeschlagen hatte Aber, Liebe! Mit welcher unbegreiflichen Macht wirkte

dieser unbedeutende Zettel auf mein ganzes Wesen! Da standen sie plötzlich wieder im hellen Rosenlichte vor mir, die Tage meiner unschuldigen Jugend, mein verlornes Paradies, wo ich kein Buch las, das Ferdinand mir nicht empfohlen oder doch gebilliget hatte, wo kein Gedanke, kein Wunsch in meiner Seele war, den er nicht kannte! O Lisette! Das waren selige Zeiten! Und jetzt? Ich habe den Zettel genommen, und trage ihn seit dem an meinem Herzen. Seine Hand hat auf dem Blatte geruht, es ist, ach Gott! ohne dieß das einzige, was ich noch von ihm habe, nachdem List und Bosheit anderer Menschen und mein sträflicher Leichtsinn mich bewogen hatten, ihm Briefe und Portrait zurück zu senden! Ich habe seit dem wieder viel geweint, die Wunden meines Herzens sind wieder alle aufgegangen, und bluten fort. Sieh, meine theure Lisette, ich habe dir wieder nichts als Klagen geschrieben, und ich hatte mir doch vorgenommen, in der Freude über dein Glück dir nichts als frohe Sachen zu schreiben. Vergib deiner schwärmerischen Freundinn, und entziehe mir darum deine Liebe nicht! Grüße mir auch deine künftige Schwägerinn, die liebenswürdige Walsin!

Sie war so gütig mir zu schreiben, und ich werde ihr nächstens antworten. Du darfst dich glücklich schätzen, diese Frau zu deiner Freundinn und Schwester zu bekommen. Ich weiß gewiß, du wirst sie lieben, und sogar ehren. Leb wohl!

Drey und sechzigster Brief.

Ludwig Seltig an Ferdinand Blum.

L** den 30. December 1798.

Ungläubiger Mensch! Soll ich mich über dich ärgern, oder soll ich dich bedauern? Welche seltsame Verblendung hat deine Sinne umfangen, daß du nichts von allem siehst, was dir Glück bedeutet, und nur, wie ein krächzender Rabe, das traurigste, das finsterste Verhängniß aus allen Begebenheiten prophezeyest, die deinen verdüsterten Blicken erscheinen! Was wirst du aber nun sagen, wenn ich dir mit völliger Gewißheit versichern kann, daß deine so oft von dir verkannte, so oft durch Argwohn gekränkte Leonore dich noch liebt, und vielleicht mit eben der Stärke und Innigkeit, wie in dem Hause deiner Mutter? Du staunst? Du kannst dein Glück nicht begreifen, und

möchtest mich gern einer freundschaftlichen Übertreibung zeihen? Nein, Blum! Dieses Mahl hat keine Liebe zu dir, keine vorgefaßte Meinung von Leonoren mich geblendet; ich habe sie gar nicht gesehen, nicht gesprochen. Aber ich war auf ein paar Wochen in ***, und meiner Geschäfte wegen bey Schöndorf, wohin ich wohl sonst seit Eleonorens Abwesenheit nicht gegangen wäre. Die jüngere Tochter ist ein herzensgutes Mädchen, das nur, so lange die schimmernde Juliane im Hause herrschte, mit Unrecht übersehen und gering geachtet wurde. Du weißt, daß junge Mädchen, wenn sie nichts weiter sind, als hübsch, mich gewöhnlich nicht sehr anziehen. Ich wäre also wahrscheinlich eben so fremd gegen sie geblieben, als bey meiner ersten Anwesenheit. Aber es traf sich, daß sie Braut ist, und zwar mit einem jungen Manne, dessen Wahl ihrem Kopf und Herzen mehr Ehre macht, als die große Welt zu glauben scheint, die von der Heirath eines so reichen Mädchens mit einem jungen Manne, der nichts hat, als einen vortrefflichen Charakter und ein Amt, das nur eben zureicht, eine Frau anständig zu versorgen, mit spöttischem Naserümpfen spricht. Da hatte es ihre

Schwester besser getroffen, die als eine blühende Schönheit von vier und zwanzig Jahren dem Präsidenten Kelm die Hand gab! Der Präsident war nun freylich fünfzig Jahre alt, hatte gelebt, die Welt genossen, den größten Theil seines Vermögens verschleudert, und war mit allen Lastern vertraut, die in der großen Welt zum Tone gehören; aber Juliane wurde Präsidentinn, Gräfinn, hieß künftig Excellenz: und wie konnte man nun noch etwas gegen ihre Wahl einwenden? Diese und ähnliche Anmerkungen hörte ich in ein paar Gesellschaften von allen Seiten, und sie machten mich auf das Mädchen aufmerksam, das den Muth gehabt hatte, allen den Spöttereyen, allen Eingebungen der Eitelkeit, und, wie man sagt, auch allen Hindernissen, die ihr von Mutter und Schwester gemacht wurden, zum Trotz, dem Ausspruche der Vernunft und der Treue zu folgen. So bald ich also zu Schöndorf kam, wendete ich mich gleich an die Braut, und die gewöhnlichen Glückwünsche gaben mir Gelegenheit, sie in ein längeres Gespräch zu verwickeln. Ich fand einen anspruchslosen Character, aber auch jene außerordentliche Schüchternheit, welche lange Unterdrückung und Hintansetzung bey sanften Gemüthern

hervor bringen. Es gelang mir, sie etwas gesprächiger zu machen, und sie gefiel mir immer besser. Endlich fiel das Gespräch zufällig auf Leonoren. Jetzt entsiegelten die Erinnerung an diese geliebte Freundinn und das Bewußtseyn, mit einem Manne zu reden, der sie ebenfalls kannte und schätzte, ihre Lippen, und ihr Herz strömte über bey der Berührung dieses uns beyden so werthen Gegenstandes. Wir waren uns von dem Augenblicke an nicht mehr fremd, und ich erfuhr, daß sie in einem eifrigen Briefwechsel mit Leonoren stehe, daß Leonore schon in *** gekränkelt, und ihr Zustand sich eher verschlimmert als gebessert habe. Mit inniger Wehmuth, ja beynahe mit Thränen im Auge, erzählte mir das gute Mädchen, wie ihre Freundinn von Tag zu Tag schwächer und schwermüthiger werde, wie sie in jedem Briefe vom Sterben spräche, aber auch ihren Tod mit einer Geduld, ja mit einer Freudigkeit erwarte, die mich, setzte sie hinzu, fast zur Verzweiflung bringt. Meine Aufmerksamkeit wuchs mit jedem Worte, das Lisette sprach. Ich forschte leise nach der Quelle dieser Schwermuth, ich wagte es, von der wahren Ursache ihrer Entfernung aus dem Schöndorfschen Hause zu sprechen, und ich erfuhr mehr,

als ich erwartet hatte, mehr, als die gute Lisette verrathen wollte. Es ward mir nicht schwer, durch allerley verfängliche und überraschende Fragen dem gutherzigen Mädchen alles abzulocken, was ich wissen wollte, und was sie mir, mit aller Treue gegen die Geheimnisse ihrer Freundinn, zu verbergen suchte. Höre nun im Kurzen das Resultat unsers Verhörs — so darf ich es wohl nennen — und dann läugne noch, wenn du kannst! Leonore ist seit dem Augenblick, als sie deinen letzten Brief erhielt, worin du dich von ihr lossagtest, ganz und gar verändert gewesen. Ihre Heiterkeit, ihre Freude an den Unterhaltungen, ja selbst ihre Gesundheit waren erschüttert. Dein Abschied kostete sie eine bedeutende Krankheit, und seit dem hat sie sich nicht mehr erhohlt. Wallner benutzte die Zeit ihrer Schwermuth, um sich näher an sie zu drängen, und ihr zerrissenes Herz, das Theilnahme bedurfte, gab sich seinen Bestrebungen argloser hin, als sonst geschehen seyn würde. Aber nie, das versicherte mir Lisette heilig, und beynahe mit Unwillen, als ich zu zweifeln schien, nie hat sie Wallnern geliebt. Sie hielt sich für verpflichtet, ihm für seine Liebe dankbar zu seyn, und dann späterhin die Hoffnungen und Ansprüche nicht zu täuschen,

die er sich durch sein Betragen in jenem Zeitpuncte ihrer Leiden auf sie erworben hatte. Immer mit dem Pfeile einer unvergeßlichen Liebe im Herzen, ward sie nach und nach kalt gegen alle Freuden, und Wallner, der sich je mehr und mehr in seiner eigentlichen Gestalt zu zeigen anfing, ihr immer unerträglicher. Endlich gab der Ball auf dem Lande ihr eine gültige Veranlassung zu einem gänzlichen Bruche, die sie mit hastiger Freude ergriff. Wallners Betragen bey der Tafel, und die Freyheiten, mit denen er ihr nach dem Souper zu begegnen wagte, rissen den letzten Rest des Schleyers von ihren Augen. Sie sah ihren Liebhaber und ihr künftiges Loos an seiner Seite in ihrem wahren Lichte vor sich. Sie schrieb ihm ein Billet, worin sie ihm den förmlichen Abschied gab, und faßte sogleich den Vorsatz, die große Welt auf immer zu verlassen. Diesen Vorsatz führte sie auch mit großer Standhaftigkeit aus, Trotz der Hindernisse, die ihr von allen Seiten in den Weg gelegt wurden, und reiste endlich im Anfange des Octobers mit ihrem Schwager ab.

Dieses alles, so weit es Leonorens Verhältniß mit Wallnern betrifft, erzählte mir Lisette ohne Rückhalt mit der größten Aufrichtigkeit

und einer Umständlichkeit, die für einen Brief zu groß wäre. Aber über das, was dich betraf, mußte ich ihr das Feld Schritt für Schritt abkämpfen. Endlich erfuhr ich doch noch, daß Leonore auf dem Lande nur in der Erinnerung an ihre erste Liebe lebt, obschon sie dich lange Zeit für verliebt in deine Cousine hielt, und nun nichts anders wünscht, als den Tod. Daß deiner von Lisetten, die ihre Freundinn zärtlich liebt, nicht gar zu ruhmvoll gedacht ward, daß von Vernachlässigung, Flattersinn, unverzeihlichem Betragen u. s. w. gesprochen wurde, wirst du ohne mein Zuthun errathen; und wie viel du von diesen Beschuldigungen verdienst, von wie vielen du dir nur den Schein zuzogst, magst du selbst entscheiden, so wie auch die ferneren Schritte, die du jetzt noch zu thun hast, lediglich von deinem Entschlusse abhängen müssen, den zu bestimmen ich nicht das Geringste thun mag. Du weißt genug, und ich bin glücklich, daß es mir gelungen ist, das alles zu erfahren, und dir mittheilen zu können.

Vier und sechzigster Brief.

Therese Friedberg an ihren Gemahl.

Weidenbach den 9. Jänner 1799.

Mit dir ist Freude und Frohsinn aus unserm kleinen Cirkel gewichen, lieber Carl! und wenn du nicht bald zurück kommst, so werden wir alle in Unthätigkeit und langer Weile absterben, wie Fische im Sande. Selbst die Kinder sind nicht so fröhlich, wie sonst, wenn Papa da ist. Die Stunden, die sie bey dir zubrachten, werden ihnen unerträglich lang, unsere Abende sind traurig, deine Leute am Eisenhammer arbeiten weder so froh, noch so fleißig, als wenn du da bist; kurz, die Seele des Ganzen ist weg, und niemand fühlt das mehr, als ich. Übrigens sind wir alle ziemlich gesund, die Geschäfte gehen leidlich von Statten, die Kinder sind ganz artig, und lernen nicht übel; aber doch ist alles nur

halb. Es ist freylich nicht das erste Mahl, daß du uns verlassen hast; aber es ist das erste Mahl, daß wir Armen, die wir alle so ganz, so innig an dir hängen, einer Trennung von langen sechs oder acht Wochen entgegen sehen. Sechs Wochen! Zwey und vierzig Tage! So viele Stunden ohne dich — den Gemahl, Vater, Freund und Regierer des ganzen Hauses! Welche Ewigkeit!

Unsere gute Leonore bemüht sich, mich zu zerstreuen, und mir zu verbergen, wie sehr auch sie dich überall vermißt. Denn daß du nicht wenig zu ihrer Erheiterung und Beruhigung beygetragen hast, und daß ihr Geist unter dem Mangel dieses Trostes leidet, ist sichtbar. Mir zu Liebe thut sie sich viele Gewalt an, sie redet mehr als sonst, bringt allerley interessante Gespräche auf die Bahn, nimmt Antheil daran, spielt uns auf dem Clavier, singt auch zuweilen, was sie eigentlich bey ihrer schwachen Gesundheit nicht sollte, nur um mir meine Einsamkeit erträglich zu machen. Ich fühle das wohl, und rechne es ihr hoch an; denn ich sehe, wie unendlich viel es sie kostet. So bald ich aber anderwärts beschäftiget bin, oder unser kleiner Cirkel zahlreich genug ist, daß sie sich für entbehr-

lich halten kann, überläßt sie sich ihren trüben Gedanken, ihren traurigen Bemerkungen über ihr Schicksal, und ihrer Furcht — oder Hoffnung sollte ich sagen, denn sie hofft es — den Frühling nicht mehr zu erleben. Du weißt, daß wir beyde, so wie auch der Arzt, sie bey weiten nicht für so entkräftet, so krank halten, als sie selbst; aber es ist ihr nicht auszureden, und seit du fort bist, hat diese Stimmung sichtlich zugenommen. Sie wünscht nun einmahl zu sterben, und weil sie wünscht, so hofft sie, und weil sie hofft, so glaubt sie sich weit kränker, als sie ist. Es ist erstaunlich, mit welcher Stärke Blums Andenken, sein Bild in diesem treuen Herzen lebt, wie jede Kleinigkeit, sein Nahme, ein Blatt Papier mit irgend einigen unbedeutenden Worten von seiner Hand, das sie unter ihren Schriften findet, eine Erinnerung aus unserer Jugendzeit u. s. w. ihr ganzes Wesen aufregen, und sie in eine Art von leidenschaftlicher Stimmung setzen kann. Zwar muß man hierbey viel auf die Rechnung ihrer erhöhten Reizbarkeit schreiben; aber was auch die Quelle der Erscheinung ist, so ist es sicher, daß vielleicht noch nie ein Mensch mit solcher Hingebung, solcher Anbethung möchte ich sagen, geliebt

worden ist, als der glückliche, undankbare Blum.

Ich kann kühn behaupten, daß sie ihn jetzt, in der Entfernung, von ihm getrennt, verlassen und verkannt, noch weit mehr liebt, als in den ruhigern Zeiten ihrer glücklichen Liebe. Es ist, als hätten dieses sonderbare Verhältniß, das Unrecht, das sie wirklich gegen ihn hatte, und die Erkenntniß, daß er nicht, wie sie einst glaubte, untreu war, alle Schatten von dem geliebten Bild abgestreift. Da ist kein Fehler, keine Schwäche, nichts als Tugenden, nichts als Vollkommenheiten! Und ich möchte es nicht wieder versuchen, was ich ein paar Mahl sehr zur Unzeit that, diese schwärmerischen Begriffe herabzustimmen. Sie weiß, daß er von dieser reinen hingegebenen Liebe nichts ahnen kann, sie glaubt fest, daß er sich auf ewig von ihr getrennt habe, und doch würde sie es für Sünde halten, wenn sie ihm auch nur einen Gedanken, nur einen kleinen Theil ihres Gefühles entzöge, um ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Mann zu richten.

Es sind mir, seit sie hier ist, ein paar Vorschläge, die ganz annehmbar waren, geschehen. Doch das weißt du. Aber auch, seit du weg bist,

bin ich von dem Oberamtmann in Z***g für seinen Sohn um sie angegangen worden. Ich habe es Leonoren gesagt, ich habe sie gebethen, den jungen Menschen wenigstens zu sehen. Umsonst. Ich mußte zuletzt schweigen; denn sie wurde aufgebracht, und solche Erschütterungen schaden ihrer Gesundheit. Wenn du jetzt nach L*** kommst, so suche mit Seltig zu sprechen und zu erfahren, was Blum macht, ob er ihm schreibt, ob er gesund ist, ob er noch an meine Schwester denkt, und ob es denn nicht möglich wäre, die Mißverständnisse aufzuklären, die diese beyden guten Menschen so grausam getrennt haben. Daß du diesen Auftrag mit aller Klugheit und Schonung ausrichten wirst, welche Leonorens Geschlecht und Lage fordern, ist mir gar nicht bange; und darum empfehle ich dir es nicht. Aber das bedenke, daß du es vielleicht in deiner Hand hast, Leonoren Glück und Leben wieder zu schenken, und mir und dir und uns allen eine theure Verwandte zu retten! Leb wohl, lieber, bester Mann, und kehre bald zu den Deinen zurück, die dich mit Sehnsucht erwarten!

Fünf und sechzigster Brief.

Therese Friedberg an ihren Gemahl.

Weidenbach den 12. Jänner 1799.

Wenn es deine Geschäfte irgend erlauben, so kürze deine Reise so sehr ab, als du kannst, und eile schnell zu uns zurück. Ich sehe wichtigen, und, wie ich hoffe, erfreulichen Ereignissen entgegen; aber noch ist alles unsicher und schwankend. Wir haben einen Brief erhalten. Ich sage, wir; denn ob er gleich an mich gerichtet war, ging er mich doch sicher nicht zur Hälfte an, einen Brief, der auf einmahl Freude und Schrecken, Bestürzung und Jubel in unserem Hause verbreitete. Denke dir einmahl, lieber Carl, Blum hat geschrieben! Sein Brief ist vom zwanzigsten November. Gott weiß, warum er so lange unter Wegs blieb! Da mögen wohl die Kriegsunruhen Schuld seyn. Genug, es war ein Brief von ihm, von unserem guten, lieben Ferdinand,

dem Pathen unseres Kindes, den ich Trotz aller Klagen, die ich meiner Schwester wegen über ihn hätte, doch so herzlich liebe; und dieß allein wäre schon hinreichend gewesen, mich zu erfreuen. Und nun erst die Rücksicht auf meine arme Leonore, die Furcht und Hoffnung, was er wohl enthalten möchte! Doch ich muß in Ordnung erzählen.

Gestern Vormittag saß ich mit Leonoren bey der Arbeit; die Kinder liefen ein wenig im Hofe herum, weil der Tag ungewöhnlich heiter war. Da tritt das Mädchen ein und bringt die Briefe, die der Bothe gebracht hat. Ich greife hastig darnach, weil ich einen von dir zu erhalten hoffte; Leonore thut deßgleichen. Wir lesen ein Paar Aufschriften; sie waren von gleichgültigen Personen. Auf einmahl schreyt Leonore: Jesus Maria! Ich sehe sie an; sie wird bleich, dann wieder glühend roth, ihre Hand, mit der sie einen Brief hält, zittert, ihr Athem fliegt. Ich springe auf, um ihr beyzustehen, und frage sie, was ihr ist. Da, da, ruft sie, ohne mehr sagen zu können, und reicht mir den Brief hin. Es war Blums Schrift, und die Addresse an mich. Ich nehme ihn hastig, um ihn zu erbrechen. Laß! laß! ruft sie, und hält mich ab: Ach

Gott! Was wird er enthalten? Nun so laß mich sehen! antwortete ich, und nahm den Brief von neuen. »O um Gotteswillen! ich bin sogar nicht vorbereitet.« Worauf willst du denn vorbereitet seyn? Wir wissen ja noch gar nichts. Laß mich erst lesen! »Ach, er ist sicher verheirathet, und gibt dir Nachricht davon.« Was für Einbildungen! Laß mich nur lesen! »In meiner Gegenwart nicht,« rief sie hastig und sprang auf, und ging in ein Nebenzimmer. Ich erbrach den Brief. O lieber Carl! Welch ein lieber angenehmer Inhalt! Aus jeder Zeile sprach sein freundschaftliches Herz. Der Geburtstag seines Pathen, unsers Ferdinands, hatte ihm zur Einleitung gedient, um nach so langer Zeit den Faden unserer Verhältnisse wieder anzuknüpfen. Er erkundigt sich nach dir, nach mir, nach allen unsern Kleinen, unsern Geschäften u. s. w. und kommt endlich auf das, weßwegen eigentlich, wie ich gar wohl merke, der ganze Brief geschrieben war, auf meine Schwester. Er schreibt, daß er mit großer Bestürzung vernommen habe, daß sie immer kränkle, und er bittet mich, doch über diesen Punct, der ihm als einem alten Bekannten und Jugendfreunde gewiß wichtig seyn muß, ihm aufrichtige und ausführliche Nachricht zu geben.

Ich hätte dir den Brief beygeschlossen — aber du kannst wohl denken, daß man ihn mir nicht ließ — damit du sehen könntest, wie sonderbar, wie widersprechend, wie anscheinend kalt, künstlich, und doch so verrätherisch der Brief geschrieben ist. Der gute Ferdinand will fein seyn, er will sich nicht verrathen, er will nicht sagen, daß ihm Leonorens Wohl am Herzen liegt, er will auch nicht gestehen, daß er nichts weniger als glücklich ist; und doch guckt dieß Gefühl aus jedem Worte hervor. Ich hatte nun gelesen, und rief Leonoren. Sie kam; ich sah, daß sie sich Mühe gegeben hatte, Fassung zu erkünsteln, und mit bleichem Munde sagte sie halblächelnd: Nun, was werd' ich hören? Recht viel Schönes, antwortete ich. Vielleicht mochte mein Auge ihr Gutes verkündet haben; sie lächelte jetzt aufrichtiger. Ich las, sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; aber sie sah nicht in den Brief. Als ich ihren Nahmen aussprach, ergoß sich eine glühende Röthe über ihr Gesicht, und ich bemerkte, daß sie sich am Tische hielt, um nicht zu schwanken. Ich las noch einige Zeilen. Jetzt trat sie schnell hinter mich, und sah mir über die Schulter in den Brief; aber auf einmahl riß sie ihn mir mit einer Hast, die ich lange

nicht an ihr gesehen hatte, aus der Hand, und eilte damit aus dem Zimmer. Nach einer starken Viertelstunde, während welcher mich meine Neugierde heftig plagte, und mich mehr als einmahl verführen wollte, hinaus zu gehen und zu sehen, was sie mache, kam sie endlich herein. Ich sah an ihren Augen, daß sie geweint hatte; sonst aber schien sie ruhig. Ich sprang ihr entgegen. Nun, was sagst du zu dem Briefe, liebe Schwester? Ist er nicht ganz allerliebst? Wie man's nimmt, antwortete sie mit einer Ruhe und Wehmuth, die mich in Erstaunen setzte: Der Brief ist freundschaftlich gegen dich, gegen uns alle. Es ist die Erinnerung eines alten Freundes an seine Jugendgefährten, es spricht ein theilnehmend warmes Herz aus jeder Zeile; sonst aber habe ich nichts darin gefunden. Kurz, sie hatte so oft gelesen, erwogen und wieder gelesen, bis sie endlich herausbrachte, daß der Brief gar keinen Bezug auf sie haben könnte, als in so fern er sich um ihre Gesundheit erkundigte, daß sie gar keine Ursache fände, nur den geringsten Schein von Hoffnung zu sehen, daß nichts natürlicher sey, als daß Blum, bey Gelegenheit des Geburtstages seines Pathen, sich seiner und unser aller in Freundschaft erinnert habe. Das

war es nun alles. Ich mochte ihr sagen, was ich wollte, sie auf den Ton der Rührung und Schwermuth aufmerksam machen, der so deutlich in diesem Briefe herrschte, ihr die widersprechenden Ausdrücke zeigen, die er enthielt, und die klar beweisen, daß er es nicht zu gestehen wage, was wirklich in seinem Herzen vorgeht: sie glaubt oder scheint wenigstens nichts zu glauben, als daß er auf der Rückreise ist; und das erfüllt sie abwechselnd mit Freude und Trauer. Ich habe ihr den Brief aufgedrungen; denn sie weigerte sich eine Weile, ihn zu nehmen, wie sehr sie auch ihn zu besitzen gewünscht hatte, und wie sichtlich Stolz, Scheu und Verlangen in ihr kämpften. Wohl zwanzig Mahl hatte sie ihn vom Tische genommen, besehen, entfaltet, hineingeblickt, wieder hingelegt u. s. w.; und ich konnte wohl bemerken, daß ihre Blicke nur auf die Seite fielen, wo von ihr die Rede war. Jetzt hat sie ihn; und wie viel Thränen schon darauf geflossen seyn mögen, mag ich gar nicht berechnen. Seit dem ist sie ganz sonderbar, bald ruhig, bald heftig; doch redet sie wenig von ihrem Gemüthszustande, und scheint überhaupt heimlich und still, doch im Ganzen heiterer, als sonst. Ich lasse sie gewähren, kann aber auch meinerseits

nicht in meine gewohnte Fassung kommen; denn die Gedanken über alle die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, welche nun erfolgen könnten, gehen mir beständig im Kopfe herum, und der Brief kommt mir vor, wie ein Comet, der plötzlich am Himmel erscheint, und die armen Menschenkinder mit Furcht und Hoffnung, Schrecken und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, erfüllt. Und doch ist nichts anders zu thun, als geduldig zu warten. Aber du würdest mir, und, wie ich glaube, auch Leonoren, die so viel auf dein Urtheil baut, einen großen Gefallen thun, wenn du kämest, und unseren Gedanken, Wünschen und Erwartungen durch deine ruhige Ansicht der Dinge eine bestimmte Richtung gäbest.

Sechs und sechzigster Brief.

Leonore v. Brandner an Lisette v. Schöndorf.

Weidenbach den 15. Jänner 1799.

Was soll ich sagen? Lisette! Wie soll ich dir schreiben, was in meinem Innern vorgeht? Ach, es wäre vergeblich, dir ein Bild meiner Seele zu entwerfen, welche alle Augenblicke, wie der Chamäleon, Gestalt und Farbe ändert! Du wirst alles begreifen, wenn ich dir sage, daß Blum geschrieben hat, an meine Schwester, zum Geburtstage seines Pathen. Er erinnert sich seiner alten Freunde mit liebevoller Theilnahme. Lisette! Er gedenkt auch meiner! Er hat fast die Hälfte des Briefes von mir und über mich geschrieben, ob ich krank bin? daß es ihn sehr schmerzen würde u. s. f. Doch ich will dir die Stelle wörtlich hersetzen. Nachdem er sich mit warmer kindlicher Herz=

lichkeit nach allen, auch den kleinsten Familienverhältnissen erkundiget hat, nach dem Befinden aller Kinder, die er nahmentlich nennt, schreibt er endlich: »Eine Frage habe ich zu thun, die meinem Her — das war mühsam ausgestrichen, und dafür mir gesetzt — sehr wichtig ist. Ich weiß aus Briefen von ***, daß Fräulein Eleonore jetzt bey Ihnen auf dem Lande lebt, und diese Nachricht hat mir sehr viele Freude gemacht; aber ich habe auch gehört, daß sie kränkelt, daß ihre Gesundheit sichtlich abnehmen soll. O meine Freundinn! Geben Sie mir hierüber beruhigende Auskunft! An Sie wende ich mich; denn Sie müssen es am besten wissen, und das Schwesterherz wird nach seinen Gefühlen auf die Gefühle des alten Bekannten und Jugendgespielen schließen und urtheilen können, wie unaussprechlich — dieß war wieder ausgestrichen, und ungemein gesetzt — werth mir eine wahre zuverläßige Nachricht über diesen Punct seyn muß. Schreiben Sie mir aufrichtig — schreiben Sie mir alles! O das Schlimmste, was Sie mir melden können, ist gewiß nicht so arg, als das, was meine düstere Phantasie mir oft in trüben Stunden vormahlt! Lebt sie noch? Haben Sie Hoffnung für ihre Genesung? Was ist eigentlich ihre

Krankheit? Welchen Arzt hat sie? Was braucht sie für Arzneyen? Diese und noch tausend andere Fragen, die ich an Sie hätte, und die Ihnen alle zu schreiben, Ihre Geduld mißbrauchen hieße, möchte ich Ihnen gern so angelegentlich, so recht dringend an's Herz legen, und Sie bitten, Sie bey der Freundschaft unserer Kinderjahre und unsers reiferen Alters beschwören, mir alle mit der möglichsten Treue und Ausführlichkeit zu beantworten. Meine lange und innige Bekanntschaft mit ihrem Hause, und die vorzügliche Achtung und Theilnahme, welche mich stets an dasselbe band, werden Ihnen Bürge seyn, daß alles, was Sie mir schreiben können und wollen, mir sehr werth, sehr wichtig seyn wird.«

Sieh, Lisette, das hat er geschrieben; und ich weiß nicht, woher ich die Ruhe nahm, dir diesen Brief und diese Stelle, die mein ganzes Wesen, so oft ich sie ansehe, im Innersten gewaltsam aufregt, mit Treue und Gelassenheit abzuschreiben. Was soll ich denken, was fürchten, was hoffen? Meine Schwester will mich bereden, daß sichtlich aus allem, was er schreibt, und wie er schreibt, warme Liebe herausblicke, daß er sich aber bemühe, dieß zu verbergen, und bloß freundschaftliche Theilnahme zu zeigen, und

daß eben dieser Widerstreit seiner Gefühle und seiner Überlegung mir Bürge für die Stärke und Innigkeit seiner Liebe seyn könnte, die nach so langer Trennung, so viel widrigen Schicksalen noch jetzt seiner Überzeugung zum Trotz in seiner Brust lebe. Lisette! Sie behauptet, daß die ausgestrichenen Worte, die wir mit Mühe durch's Fenster lasen, ihrer Meinung viel Gewicht gäben. Es scheint, sagt sie, sein Herz habe lauter gesprochen, als seine Vernunft billigen konnte, und so löschte er die verrätherischen Worte aus, und setzte kältere an ihre Stelle. Auch in dem schwermüthigen Tone, der in dem ganzen Briefe herrscht, will Therese Gründe für ihre Behauptung finden, und vor allem in der Stelle, wo er so ängstliche Zweifel und so viele düstere Besorgnisse über mein Leben äußert.

Ach Lisette, wenn sie mir das alles schmeichelnd vorstellt, mein Herz, das so lange zu hoffen verlernt hat, wieder mit süßen Bildern erfüllt, wenn sie mit zauberischer Hand die schöne Vergangenheit an eine schöne Zukunft bindet, und die kalte düstere Gegenwart verschwinden läßt, dann ist mir oft, als sollte, als könnte ich ihr glauben. Meine Brust öffnet sich tausend beruhigenden Gefühlen, es ist mir, als könnte ich

noch glücklich werden, das Leben wird mir wieder lieb, ich verlange nicht mehr, ja ich fürchte dann zu sterben, und wünsche sehnlich, daß es möglich sey, meine Krankheit zu heilen. Aber diese schönen Augenblicke dauern nicht lange. Wenn ich den Brief übersehe, alle Worte genau erwäge, und mit seiner mir so lange bekannten Denkart vergleiche, dann finde ich wenig Tröstliches. Er ist anhänglich, sein Herz liebt und ehrt alte Verhältnisse, selbst wenn sie aufgehört haben, und es ist ihm wohl in alten Gewohnheiten, die eine große Macht über ihn ausüben. Ich habe tausend Mahl gesehen, daß auch leblose Sachen ihm werth wurden, bloß weil er sie lange hatte. Er konnte es nicht wohl leiden, wenn wir in meiner Mutter Haus eine andere Eintheilung der Zimmer oder eine Veränderung mit den Meublen treffen wollten. So wie er die Zimmer, die Plätze im Hause als Kind gesehen hatte, wollte er sie als Jüngling noch haben, und es war, als nähme man ihm eine süße Erinnerung, wenn man einen Schrank oder Tisch, bey dem er als Kind froh gespielt hatte, wo anders hinsetzte. So ist sein Herz auch gegen Personen gestimmt. Er kennt mich lange, er hat mich einst sehr — ach Lisette! ich kann wohl sagen, sehr

geliebt. Das hat nun freylich aufgehört, er liebt mich nicht mehr, er hat mich vernachlässigt, und es herrscht vielleicht eine Andere in seiner Seele; aber dennoch erinnert er sich mit Wohlwollen seiner Jugendgespielinn, und äußert die freundschaftliche Sorge für ihr Wohl, die sein Herz wirklich empfindet. Sieh, das ist's alles, und nichts anderes kann ich in dem Briefe finden. Die ausgestrichenen Worte entschlüpften ihm bloß wie Redensarten; man sagt gemeiniglich aus Artigkeit um ein Paar Grade mehr, als man fühlt, so wie man unendlich erfreut ist, jemand zu sehen, der einem sehr gleichgültig ist, und sich den gehorsamsten Diener von Personen nennt, für die man nicht über die Treppe gehen möchte. Aber er hat auch diese hyperbolischen Ausdrücke zurückgenommen, weil sein Zartgefühl ihm sagte, daß sie in dem Verhältnisse, worin wir jetzt stehen, zu unangenehmen Mißverständnissen Anlaß geben könnten; und mein Herz dankt ihm für diese Schonung. Daß er übrigens schwermüthig zu seyn scheint, kann wohl Wirkung der Engländischen Luft auf sein ohnedieß nicht lebhaftes Temperament seyn. So erkläre ich mir den Brief und Ferdinands Stimmung; und so lange mir nie-

mand die Unwahrscheinlichkeit meiner Ansicht beweisen, oder offenbar das Gegentheil zeigen kann, werde ich diese Erklärungsart nicht aufgeben, weil ich sie der Vernunft, den Umständen, Ferdinands Character, und — meiner Ruhe am angemessensten finde. Ich habe darüber mit Theresen gesprochen. Sie ist nicht meiner Meinung, und nun bin ich meistens stille; denn überzeugen kann ich sie so wenig, als sie mich, und ich habe zu viel mit meinem rebellischen Herzen zu thun, bis ich es wieder in die stille, geduldige Fassung bringe, aus der mich der geliebte, unselige Brief riß, um mich mit Theresen in den schmeichlerischen, verführerischen Streit einzulassen. O meine Lisette! Was wird noch aus mir werden, wenn nicht der Tod bald die verschlungenen Knoten meines Schicksals löset? Wenn er zurückkommt, bald, nächstens vielleicht, wenn er wieder in*** seyn wird, in der Nähe von so vielen liebenswürdigen Mädchen, durch keine ältern Ansprüche gestört, reich und unabhängig: was wird ihn hindern, Einer von ihnen seine Hand zu biethen? Sie wird sie mit tausend Freuden annehmen; ich werde in meiner abgeschiedenen Einsamkeit die Nachricht hören, und ich werde für ihn bethen, daß er recht glücklich seyn möchte, so glücklich,

als ich mich bestrebt haben würde, ihn zu machen. Aber ich werde eben so inbrünstig bethen, daß der freundliche Genius dann bald, recht bald die Fackel senken möchte, die doch nur ein Leben voll Jammer beleuchtet. Leb wohl! Mein Herz ist zu beklommen, ich kann nicht mehr schreiben.

Sieben und sechzigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 18. Februar 1799.

Wo bin ich gewesen, Ludwig! und was habe ich erfahren? Wird mir Leonore je verzeihen können? Ach, ich habe sie unaussprechlich beleidiget. Meine Schuld steht in Riesengröße vor mir, ich mache mir selbst Vorwürfe, und doch bin ich glücklich, doch ist ein seliges Gefühl über mein ganzes Wesen verbreitet, und ich möchte sagen, daß ich in Wonne schwimme, indeß die Reue mich mit Schlangengeißeln züchtiget. Höre denn die Geschichte dieser letzten Tage! Ich bin bey der Valsin gewesen, Ludwig, und mit Achtung von dieser Frau geschieden, die ich sonst immer um so mehr verachtete, je mehr ich ihren mannigfaltigen Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Ist es nicht zu beklagen, wenn mißverstandene Erziehung, ungünstige Um=

stände und Verführung einem Weibe, das von der Natur bestimmt war, eines der edelsten Wesen zu werden, eine so falsche Richtung gaben, daß sie zu dem Trosse der eitlen verächtlichen Geschöpfe herabzusinken scheint, und nie auf die ungetheilte Achtung besserer Menschen Anspruch machen darf?

Dein letzter Brief, und noch mehr deine Worte, als ich in L** an deine Brust sank, als du mich so brüderlich, so theilnehmend beruhigtest, und mir die unbesonnenen Ausdrücke meines letzten Briefes so gütig vergabst, hatten bereits Leonorens Unschuld in meinem Geiste verklärt, und mir zugleich meine eigene Strafbarkeit nur zu deutlich bewiesen. Ich war fest entschlossen, zu ihr zu eilen; und hätten nicht unausweichliche Geschäfte mich nach *** gefordert, ich hätte von L** aus an Theresen geschrieben, sie um Erlaubniß gebethen, Leonoren zu sehen, und sie ersucht, ihre Schwester auf meine Reue vorzubereiten. Dann wäre ich meinem Briefe nachgeeilt, und jetzt, Ludwig, jetzt wäre ich vielleicht schon glücklich. Aber ich mußte nach ***. So bald ich konnte, eilte ich zu Schöndorf. Die Mutter empfing mich sehr kalt. Darauf war ich vorbereitet, und kümmerte mich nicht darum;

denn mein Besuch galt nur Lisetten. Ich fragte nach ihr; sie kam. Ihr Empfang gab mir Hoffnung. Sie erröthete, als sie mich sah, und ihr Betragen verrieth ein Gemisch von Unwillen und Freude, woraus mein Herz sich tausend willkommene Vorstellungen zusammensetzte. Es gelang mir, sie allein zu sprechen. Ich sagte ihr alles, was ich von meiner Schwester wußte, und was mein Herz empfand; ich bath sie, mir mit aller Treue und ohne alle Schonung zu sagen, wie es Leonoren gehe, und wie sie gegen mich gesinnt sey. Sie weigerte sich lange. Endlich erfuhr ich, daß Leonore sich jetzt besser befände, als vor einiger Zeit, daß sie aber, im Ganzen genommen, nie so schlimm gewesen sey, als sie selbst gedacht, oder vielmehr gehofft hatte, daß Therese, bey der Lisette sich ein paar Mahl ohne Leonorens Vorwissen um ihren wahren Zustand erkundiget habe, ihr viel bessere Hoffnungen gegeben habe, und daß sie nicht zweifle, da Leonorens Zustand theils Folge der ungewohnten Lebensart bey Lisettens Ältern, theils Gemüthskrankheit gewesen sey, daß Landluft, Ruhe und Einsamkeit, besonders aber der künftige Frühling viel zu ihrer Wiederherstellung thun würden. Über Leonorens Gesinnungen aber be-

obachtete sie ein unverletzliches Stillschweigen; denn ich war nicht so geschickt, wie du, oder nicht unbefangen genug, um ihr etwas abzufragen, bis ich ihr endlich sagte, daß ich nach Weidenbach wollte, daß ich Leonoren sehen, und entweder ihre Verzeihung oder meine ewige Verbannung aus ihrem Munde hören müßte, daß ich mein Unrecht ganz fühle und bereit sey, alles zu thun und zu leiden, um ihr Genugthuung zu geben. Jetzt löste sich die spröde Rinde, welche Liebe zu Leonoren, Unwillen über mich, und Weiblichkeit um das Herz des guten Mädchens gezogen hatten. Die unverstellte Reue, mit der ich sprach, die Thränen, die unwillkürlich meine Augen schwellten, rissen sie hin, und die ihrigen fingen an heftig zu fließen. O lieber Blum! rief sie aus: Gottlob, daß Sie so denken! Nun wird meine Leonore wieder glücklich werden! Ich darf es Ihnen sagen, sie liebt Sie, Blum! Sie hat nie aufgehört, Sie zu lieben, selbst dann nicht, als sie in Ihren und der ganzen Welt Augen für Wallners Geliebte und Braut galt. Ihr Abschiedsbrief hatte ihr das Herz gebrochen; und seit jenem Augenblicke hat ihre Gesundheit, und ihre Heiterkeit immer mehr abgenommen, bis sie endlich dahin gekommen ist,

daß ihre Freunde für ihr Leben zittern müßen. Hier verdoppelten sich Lisettens Thränen. In dem Augenblicke trat Seefeld, Lisettens Bräutigam, ein. Er schien erstaunt und sehr betroffen, seine Braut und einen jungen Mann, den er nicht sogleich erkannte, Hand in Hand — denn ich hielt die ihrigen, seit sie sprach — und beyde in Thränen am Fenster stehen zu sehen. Lisette blickte auf, und sprang auf Seefeld zu. Es ist Blum, rief sie, der Jugendfreund meines Lorchens! Das ist mein Bräutigam! setzte sie mit hoher Röthe hinzu: Doch ich glaube, Sie kennen sich schon seit dem vorigen Winter?

Wir begrüßten uns freundschaftlich; und nun fing Lisette mit einer Geschwätzigkeit und Munterkeit, die mir an dem sonst so stillen, furchtsamen Mädchen eine völlig neue Erscheinung war, an, ihren Bräutigam von allem zu unterrichten, und ich erstaunte über das Zartgefühl, mit dem sie jeden Umstand verschwieg, der mir oder ihrer abwesenden Freundinn eine Schamröthe hätte kosten müssen. Am Ende der Erzählung umarmte mich Seefeld herzlich, und wünschte, daß ich bald eben so glücklich seyn möchte, als er. Der junge Mann gefällt mir außerordentlich, und Lisette hat, seit dem ich sie und

den Mann ihrer Wahl kenne, unendlich in meiner Achtung gewonnen. Wir schieden als Freunde von einander.

Am andern Morgen, nähmlich heute, erhielt ich zu meinem größten Erstaunen einen Zettel von der Frau v. Valsin, worin sie mich in sehr artigen Ausdrücken um halb ein Uhr zu sich beschied, weil sie nothwendig mit mir zu sprechen hätte. Ich konnte nicht begreifen, was sie mir zu sagen haben könnte, oder wie ich zu der Ehre käme, von ihr eingeladen zu werden, und ging voll Gedanken über alle die Möglichkeiten, welche diesen Besuch veranlaßten, zu ihr. Sie empfing mich äußerst artig, und mit einem Ausdruck von Theilnahme und Achtung, welcher sie noch anziehender machte. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen und Entschuldigungen, daß sie mich zu sich genöthigt habe, fing sie an, von meinen Verhältnissen mit Leonoren zu sprechen, und ich erfuhr nun Dinge, die ich noch jetzt kaum begreifen kann.

Leonore hatte ihr bey ihrer ersten Bekanntschaft lebhaftes Interesse eingeflößt, und das Verlangen in ihr erregt, sich innig an diese liebliche Erscheinung anzuschließen. Aber Leonore schien nicht dasselbe für sie zu fühlen; und so

sehr sich auch ihr Geist in dem Umgange mit ihr und dem Cirkel, der sich bey ihr versammelte, zu gefallen schien, so blieb doch ihr Herz immer zurückhaltend und kalt. Dieß war die Ursache, warum die Valsin nie den eigentlichen Zustand ihres Gemüthes erfuhr, und sich kein Bedenken machte, Wallners Bewerbungen zu unterstützen, dem sie viele Verbindlichkeiten hatte. So ging alles seinen Gang, bis zu der Scene auf dem Balle, die ich durch dich erfuhr. Hier öffnete Leonorens Betragen ihr auf einmahl die Augen über die wahre Denkart des Mädchens; und so sehr, setzte sie mit edler Selbstverläugnung hinzu, so sehr mich Leonorens Betragen kränkte, da es einen schonungslosen Tadel des meinigen enthielt, so bitter ich mich im Anfange über sie beschwerte, so mußte ich doch später, nachdem ich die Sachen aus einem richtigeren Gesichtspuncte betrachtete, gestehen, daß sie vollkommen Recht hatte. Glauben Sie nicht, lieber Blum, fuhr sie mit leichtem Erröthen fort, daß der Ton, der damahls in unserer Gesellschaft herrschte, und der Leonoren so tief empörte, nicht auch mein Gefühl beleidigt hätte; aber es waren Personen zugegen, deren Scherzen Einhalt zu thun, ein eben so vergeb-

liches als thörichtes Unternehmen gewesen seyn würde. Sie wissen, es gibt Lagen, wo man nicht alles kann, was man will, und für Recht hält. Ich habe hierüber bereits mit Leonoren gesprochen, und ich hoffe, sie denkt jetzt von mir, wie ich es wünsche. Aber das ist noch nicht alles, rief sie lebhaft, als ich in der Meinung, ihre Erzählung sey zu Ende, ihre Hand mit warmer Achtung küßte, und von meinem Danke gegen sie sprechen wollte: Ich habe Ihnen noch mehr und wichtigere Dinge zu sagen. Und das ist die eigentliche Ursache, warum ich Sie zu mir bitten ließ. Es ist nothwendig, daß Sie alles erfahren. Sie erzählte mir nun, daß sie ganz unumstößlich überzeugt worden sey, daß man es darauf angelegt habe, mich und Leonoren zu entzweyen, daß man andere Absichten mit ihr und mit mir gehabt, und alles gethan habe, um jede Erklärung zwischen uns zu verhindern, und Leonoren in meinen, und mich in Leonorens Augen strafbar und treulos scheinen zu machen, daß man deßhalb meine Cousine mit in's Spiel gezogen habe, die aber nichts weiter gewesen sey, als ein blindes Werkzeug in fremder Hand, und selbst durch Hoffnungen getäuscht worden wäre, die

man nie im Sinne hatte, zu erfüllen. Ich drang in sie, sich hierüber näher zu erklären, aber sie blieb bey der ersten Weigerung, und ich mußte zuletzt fortgehen, ohne irgend etwas Näheres zu erfahren. Doch schied ich mit einer ungleich besseren Meinung von dieser Frau, als die war, mit der ich kam. Zu Mittag war ich bey meiner Schwester gebethen. Du weißt, ich achte alle ihre guten Eigenschaften, ihre Häuslichkeit, ihre Liebe zur Ordnung, die kluge Einschränkung und Leitung ihrer Wirthschaft, die es ihr möglich macht, bey ziemlich mäßigen Einkünften ihr Haus auf einen anständigen Fuß zu erhalten; aber sympathisirt haben wir nie, und so ist es auch noch. Sie empfing mich mit unverstellter Freude, aber indem sie mich in ihre Arme schloß, und tausend Fragen an mich zu haben schien, riß sie sich auf einmahl los und eilte zur Thür hinaus, um der Magd etwas zu sagen, was sie am Abende eben so gut hätte erfahren können. Der Empfang kühlte mich ein wenig ab; aber ich bin deßgleichen schon von ihr gewohnt, und ließ es hingehen. Endlich kam sie wieder, und nun ging's an ein Erzählen aller Neuigkeiten, Heirathen, Todesfälle, Kindbetten u. s. w. in ihrer Bekanntschaft und beynahe in der ganzen Stadt.

Mit unter kam sie auf eine Geschichte, die zwischen der Valsin und Julianen vorgefallen, und die Veranlassung zu einer offenbaren Feindschaft zwischen ihnen gewesen seyn soll. Es ist eine lächerliche Geschichte, die Julianen wenig Ehre macht, aber glücklicher Weise Lisettens Glück gründete, indem ihr Vater dadurch vermocht wurde, früher, als er selbst wollte, in ihre Verbindung mit Seefeld zu willigen. Nachdem ich endlich die Lästerchronik der ganzen Stadt angehört hatte, kam meine Schwester auch auf meine Angelegenheiten, und redete so lange, so neugierig herum, bis ich deutlich sah, sie halte mich für verliebt in meine Cousine, und meine unvermuthete Zurückkunft sey eine Folge meiner großen Sehnsucht nach Babetten. Ich versicherte meine Schwester, daß ich nie einen solchen Gedanken gehabt hätte; und es entstand nun ein ziemlich lebhafter Wortwechsel darüber unter uns, besonders da sie mich entschlossen fand, zu Leonoren zu eilen, und meine alten Bande wieder anzuknüpfen. In der Hitze des Streits erfuhr ich Dinge, welche meine Schwester bey kaltem Blute mir vielleicht nie gesagt hätte, die mir aber eine vollkommen klare Ansicht aller der Ränke gaben, welche das vorige Jahr von allen

Seiten gespielt wurden, um Leonoren von mir zu trennen. Ich erfuhr, daß Juliane sich lebhaft um Babettens Absichten interessirt, daß sie Wallners Bewerbung um Leonoren unterstützt habe, um unsere Verbindung desto gewisser zu lösen, daß sie alles angewandt habe, um mir, wie meine Schwester sich ausdrückte, die Augen über Leonorens wahre Stimmung zu öffnen, um mir ihren Leichtsinn, ihren Wankelmuth recht in's Licht zu setzen u. s. w. Welches Gewebe von Bosheiten, Kunstgriffen und niedrigen Absichten! Wenn ich nun noch das, was mir die Valsin über die geheimen Plane einer ungenannten Person, von welcher Babette nur ein blindes Werkzeug war, wenn ich gewisse Bemerkungen über Julianens Betragen gegen mich zusammen halte, dann, Ludwig, steht Leonorens Unschuld in ihrem hellsten Lichte vor mir. Aber eben so achtungswerth erscheint die Denkungsart der Valsin, die mit so vielem Zartgefühle sich weigerte, mir Julianen, von der sie so sehr beleidigt war, zu nennen. Ich sehe nun, daß Leonore und ich hintergangen, und zu Fehltritten hingerissen worden sind; nur daß die ihrigen aus allzu großer Güte, aus sehr verzeihlicher Unbekanntschaft mit den

Menschen entsprangen, während ich, der Ältere, der Erfahrnere, der ihr zum Rathgeber, zum Freunde, zur Stütze hätte dienen sollen, von unverzeihlicher Eifersucht verblendet, von rastloser Leidenschaft betäubt, alles vergaß, was ich einst so sehr, und mit so viel Grund an Leonoren geschätzt und geliebt hatte. Ja, ich bin strafbar, ich erkenne es, Ludwig! aber doch bin ich selig; denn sie liebt mich noch, und ich werde sie wieder sehen, sie wird mir verzeihen, die zarte Blüthe wird sich am wärmenden Strahle der Liebe, unter der treuen Pflege der innigsten Zärtlichkeit wieder erhohlen, wir werden glücklich seyn, und dein ist der größte Antheil an diesem Glücke! Leb wohl! Ich eile Theresen zu schreiben, um sie auf meinen Besuch vorzubereiten.

Acht und sechzigster Brief.

Die Gräfinn Juliane von Kelm an Madame Hortense Desençay.

*** den 20. Februar 1799.

Seit zehn Monathen bin ich vermählt, und dieß ist der erste Brief, den ich an meine einzige Freundinn in der Welt schreibe. Hortense! Sie kennen mich, ich bin nicht fähig zu vergessen, wen ich einst liebte; und daß mein Glück, daß meine Freuden mich nicht zerstreuen konnten, dafür wird ihnen die Art, wie meine Verbindung mit dem Grafen geschlossen wurde, Bürge seyn. Ich war sehr unglücklich. Diese bodenlose Tiefe des häuslichen Elends hatte ich mir bey allen düstern Vorstellungen davon doch nicht gedacht. Ich war auf dem Puncte, mich scheiden zu lassen; ich hätte es auch gethan, wenn nicht

eine wohl überlegte Nachgiebigkeit von Seite des Grafen Kelm noch eben zur rechten Zeit mich von der Nothwendigkeit dieses traurigen Schrittes befreyet hätte. Seine ökonomischen Umstände waren ganz zerrüttet, und eine feile Creatur, deren Existenz man mir künstlich genug zu verbergen gewußt hatte, während Graf Kelm sich um mich bewarb, und die er, sobald wir vermählt waren, unter dem Titel einer Haushälterinn, eigentlich aber als seine Buhldirne, und meine offenbare Feindinn, in's Haus nahm, vollendete das Maß meiner häuslichen Leiden. Daß die Welt nur so viel davon erfuhr, als ich nicht verbergen konnte, werden Sie sich wohl vorstellen können, und es bestand ein großer Theil meiner Beruhigung darin, zu denken: wie schrecklich auch meine Lage ist, so ahnet doch die Welt nicht den zehnten Theil daoon.

Die Gläubiger wurden immer dringender, der Übermuth jener Person immer empörender, ihr Aufwand überstieg alle meine gerechten Forderungen, der Verlust unsers Vermögens, meines Ansehens und der Ehre des mir angetrauten Mannes waren unausbleiblich. Nur eine Scheidung oder ein kühn gewagter Schritt konnte mich retten. Ich that diesen, und er gelang

über meine Erwartung. All mein Geschmeide wurde das Opfer dieses Entschlusses, und selbst der Credit meines Vaters mußte in Anspruch genommen werden. Endlich waren die Gläubiger befriedigt, Madame Hellmann aus dem Hause entfernt, — dieß war die unerläßliche Bedingung, unter welcher ich mich zu jenem Opfer verstand — und mir das unumschränkte Regiment in unserm Hauswesen übergeben. Das war's, was ich wollte. Ob Graf Kelm diese Person noch besucht, ob er sie liebt, ist mir ganz gleichgültig; genug, meine und seine Ehre sind gerettet.

Sonst geht mein Leben so freuden- und gehaltlos hin, wie immer; ewig derselbe ermüdende Cirkel von Besuchen, Gesellschaften und schalem Geschwätze, ewig dieselbe lange Weile, derselbe Ekel und Überdruß, der mich allenthalben verfolgt! Wozu bin ich in der Welt? So frage ich mich oft, und mit halber Verzweiflung antwortet mir eine Stimme in meinem Innern: Zu nichts und wieder nichts. Das ist der Ausspruch meines eisernen Schicksals! So ist das Loos über mich geworfen. Noch hat nie einer meiner Plane gelungen. Noch ist mir keine Hoffnung erfüllt, kein Wunsch, so lang ich lebe

— und mich dünkt, ich lebe lange, sehr lange, ob ich gleich nicht fünf und zwanzig Jahre zähle — befriedigt worden.

Meine Schwester heirathet nun auch. Eine Narren — eine lächerliche Romanenheirath! Sie werden in einer Hütte leben, und sich alles seyn. Die Thoren! Die Wahnsinnigen! Aber dennoch sind sie glücklich in ihrem magischen Taumel, und ich — bin elend, und möchte alle meine theuer erkauften Erfahrungen, alle Stärke meiner Vernunft willig hingeben, um nur Einen Theil dieser Beschränktheit zu erkaufen, in der sie sich glücklich fühlen, wie die Kinder, mit den armseligsten Kleinigkeiten vergnügt sind, wie die Kinder, und harmlos in allem Genuß finden, wie die Kinder! O wo ist die Macht, die überirdische, die alles bezwingende, die aus meiner Seele alles, was ich weiß, was ich erkenne, mit einem Striche auslöschen, und mir diesen Kindersinn, diese Einfalt des Herzens geben könnte?

Blum ist auch wieder zurück. Er ist ganz von Leonorens Unschuld, oder vielmehr von ihrer Kopflosigkeit, überzeugt, und eilt nun in ihre Arme. Alle Leiden sind vergessen, alle Stürme haben sich gelegt. Leonore, dieß schwache, armselige Geschöpf erscheint ihm wieder wie eine

Gottheit, der er Unrecht gethan, gegen die er Fehler abzubüßen hat, und sie werden — das weiß ich gewiß — sie werden über alle Begriffe glücklich werden. Das ist auch ein solches Paar Kinderseelen, wie meine Schwester und ihr Bräutigam. Unausstehliche Menschen, die man hassen, und doch beneiden muß! Ich bin nur zu beweinen, mein Daseyn ist verfehlt. — Bedauern Sie mich, meine Freundinn, und verzeihen Sie, wenn meine Briefe künftig noch seltener werden! Ich mag mit niemand, nicht mit meinen Verwandten, nicht mit Ihnen, ja nicht einmahl mit mir selbst über mein Schicksal sprechen.

Neun und sechzigster Brief.

Therese Friedberg an ihren Gemahl.

Weidenbach den 28. Februar 1799.

O mein lieber Mann! Wo bleibst du so lange? Warum kann ich dich nicht in diesen glücklichen schönen Augenblicken zu mir zaubern? Er ist hier, er ist mit Leonoren versöhnt, meine Schwester ist unaussprechlich glücklich. Vor acht Tagen erhielt ich einen zweyten Brief von ihm, worin er mir meldete, daß er in*** angekommen sey, daß er vor Verlangen glühe, Leonoren zu sehen, und ihr das Unrecht abzubitten, das seine eifersüchtige Übereilung ihr zugefügt hatte; aber er wage es nicht, unangemeldet zu kommen, weil er bey den schwankenden und traurigen Nachrichten über ihre Gesundheit fürchte, daß eine plötzliche Überraschung ihr schädlich werden könnte. Übrigens athmete der Brief die heißeste Liebe

und Sehnsucht. Dir kann ich's gestehen, Carl! Du wirst es nicht falsch deuten; ich sprang wie ein Kind vor Freuden, und kaum hat mir in den Zeiten deiner Bewerbung ein Brief von dir so viel Vergnügen gemacht. Ich bezwang mich aber doch so weit, daß ich nicht im ersten Taumel zu Leonoren lief, wie mein Herz mich hieß, sondern daß ich mich zuerst ein wenig faßte, und auf die Art vorbereitete, wie ich ihr die Freudenbothschaft bringen wollte. Endlich ging ich zu ihr, den Brief in der Hand, und ließ sie zuerst nur die Schrift sehen. Sie erkannte sie sogleich und sprang auf, ihn zu erhaschen; aber ich hielt ihn hoch empor, und neckte sie scherzend eine Weile. Endlich ließ ich sie theils durch die Freude, die aus meinen Blicken leuchtete, theils durch Fragen nach und nach den Inhalt errathen, und nun gab ich ihr den Brief. Ich glaubte sie genugsam vorbereitet; aber ich hatte mich geirrt, ich hatte nicht auf die Empfindlichkeit dieser weichen und so lange gebeugten Seele gerechnet. Sie las — las — und redete nicht. Mir fiel ein kleines Geschäft im Zimmer vor, und ich wandte mich von ihr weg. Ich erwartete, daß sie sprechen würde; aber sie sprach nichts. Endlich drehte ich mich nach ihr. Da saß sie bleich

und beynahe ohnmächtig in den Stuhl zurück gesunken. Der Brief lag auf ihrem Schooße. Ich redete sie an; aber sie antwortete mir nicht. Erschrocken ging ich nun hin zu ihr, und faßte sie beym Arm. Da brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen; sie schlang ihre Hände fest um mich, und rief gewaltsam: Er liebt mich, Therese! Ich werde ihn sehen! Sie blieb eine Weile beynahe starr. Endlich fingen ihre Thränen an, milder zu fließen, die Brust schlug in ruhigeren Schlägen, sie ließ die Arme sinken, lehnte sich an mich, weinte sanft, und sprach nur einzelne Worte, die aber wie Blitze die ganze Tiefe ihrer entzückten Seele enthüllten. Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, bath sie mich, sie allein zu lassen. Ich ging. Nach einer Stunde ungefähr kam sie zu mir; ich sah, daß sie viel geweint hatte. Auch glaube ich, daß sie gebethet haben mochte; denn einen solchen Ausdruck von himmlischer reiner Freude sah ich noch nie an einem Menschen. Sie war wie verwandelt. Ich habe dir geschrieben, daß sie schon seit dem ersten Briefe wieder ein wenig aufzuleben anfing, daß ihr Fieber aufgehört hat, und ihre Kräfte sich zu erhohlen begannen. So wie die Tage länger wurden, und die wenigen lauen

Stunden des Februars uns erlaubten, in den Garten zu gehen, sah ich recht deutlich, welche Macht Hoffnung und Frühling auf ein trauerndes Gemüth haben. Ihr Herz schien zu schwellen und aufzugehen, wie die Knospen der Kornelkirschen und des Steinhollunders. Jetzt nach dem Briefe war sie ein anderes Wesen geworden: es war wieder ganz mein Lorchen, wie in den glücklichen Tagen unserer Jugend, wieder diese stille Heiterkeit ihres reinen Gemüthes, diese zarte Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, diese freundliche Theilnahme, die einst das Glück des kleinen Kreises ausmachte, in welchem sie lebte; nur störte jetzt zuweilen eine gewisse Unruhe, eine Spannung des Erwartens den stillen Frieden, der sie, und durch sie uns alle beseligte.

So ging es bis heute Vormittag. Wohl tausend Mahl hatte sie während dieser Tage aus dem Fenster nach der Straße gesehen, war bey jedem Geräusche von Wagen oder Pferden glühend roth und wieder blaß geworden, und hatte eben so oft bald mich, bald den Brief zu Rathe gezogen, wann Ferdinand wohl kommen könnte. Als bereits sechs Tage nach dem Empfang dieses Briefes und fünf seit der Beantwortung des-

selben, die ich sogleich absandte, verflossen waren, schienen auf's neue Schwermuth und Zweifel sich ihrer Seele bemächtigen zu wollen.

Heute lockte uns die außerordentliche Schönheit und erquickende Wärme des Tages in den Garten. Ich ging mit Leonoren spatzieren, und suchte sie durch allerley Gespräche zu zerstreuen; ich sprach von den Freuden des nahen Frühlings, von dem Glücke, das ihrer wartete u. s. w. Jetzt kam das Dienstmädchen, und rief mich ab. Ich verließ Leonoren bey der Geißblattlaube auf dem Blumenhügel, von wo sie den Garten und Hof übersehen konnte. Als ich in den Hof trat, flog die Glasthür des Saales auf, und — o du erräthst es schon — Blum stürzte mir entgegen, der mich im Hause vergebens gesucht hatte. Er umfaßte mich, und ich weinte herzlich, als ich ihn nach zwey langen Jahren wieder sah, ihn, den ich von Jugend auf wie meinen theuren Verwandten betrachtet und geliebt, und der so manche Freude, so manchen Kummer über meine Schwester und uns alle gebracht hatte. Er fühlte meine Rührung, und theilte sie. Wir blieben eine Weile stumm. Endlich rief er hastig: Wo ist sie? Ist sie gesund? Haben Sie mich nicht getäuscht? setzte er heftig und wildforschend hin-

zu; denn er möchte vielleicht mein Schweigen mißverstehen. Sie ist wohl, antwortete ich schnell: Sie ist im Garten, wir wollen zu ihr. Ich dachte ihm einen Vorsprung abzugewinnen, und Leonoren ein wenig vorzubereiten. Aber daß er mir so viel Zeit gelassen hätte! Wie wir zur Gartenthür kamen, erblickte er Leonoren auf dem Hügel. Sie sehen, und vor mir vorbey auf sie zufliegen, war Eins. Ich mochte rufen, reden, was ich wollte, er hörte nicht; und ehe ich mich besinnen konnte, sah ich sie ihm entgegen schweben, ihn auf die Kniee stürzen, und sie an seine Brust sinken. O mein Gott! rief er: Sie stirbt! Und ich habe sie getödtet. Ich erschrack so sehr, daß ich kaum im Stande war, den Hügel hinaufzusteigen. Als ich bey ihnen war, sah ich Leonoren wirklich bleich, und ohne alle Bewegung in seinen Armen liegen. Aber ich erkannte wohl, daß da nicht an's Sterben zu denken war. Nichts desto weniger that ich ernstlich böse über seine Heftigkeit; und du hättest sehen sollen, mit welcher Zerknirrschung der gute Junge meine Vorwürfe anhörte, wie er mich und Leonoren um Verzeihung bath! Wer hätte ihm länger zürnen können? Er bath so rührend und so schön, daß es mich nicht Wunder nimmt, wenn ihm meine Schwester

auf das erste Wort alles vergeben hat. Wir trugen indeß Leonoren auf das Kanapeh in der Laube; ich hielt ihr Englisches Salz vor, und sie erhohlte sich. Sie schlug die Augen auf; ihr erster Blick fiel auf den Wonnetrunkenen, der ihr jetzt auf's neue zu Füßen sank. Ihr erstes Wort war: Ferdinand! Aber, wie sie den Nahmen aussprach, so spricht ihn nur einst sein Schutzgeist aus, wenn er ihn in den Auen des Friedens empfängt. Ich merkte, daß ich nun nicht weiter nothwendig seyn würde, und schlich mich, ohne von den Glücklichen vermißt zu werden, leise hinter ihnen weg, dem Hause zu, um einige Anstalten zu machen.

Als ich nach einer ziemlichen Weile wieder in den Garten ging, um sie zum Speisen zu hohlen, hüpften die Kinder mit, um den lieben Pathen zu sehen. Er und Leonore saßen mit verschlungenen Armen auf dem Kanapeh und sprachen sehr eifrig. Die Kinder sprangen an ihn hinan; er grüßte und küßte sie alle herzlich, erkundigte sich um alles so freundlich, was sie betraf, was sie lernten, spielten u. s. w., daß es mich innig freute. Das ist Leonorens Liebling! sagte ich bedeutend, indem ich den kleinen Ferdinand an ihn hinstellte: Sie ist den ganzen

Winter seine Lehrmeisterinn und Erzieherinn gewesen. Er drückte den Knaben an sein Herz, und Leonore erröthete. Dann setzte er ihn ihr auf den Schooß, sie bückte sich zu dem Knaben; er sah die Gruppe mit leuchtenden Augen an. Wir werden sehr glücklich seyn! rief er, schlug den einen Arm um Leonorens Schulter, und zog mit der andern Hand die ihrige an seine Lippen. Ich verstand ihn sehr wohl, und auch Leonore fühlte dasselbe; denn sie erröthete noch mehr, sie zog ihre Hand aus der seinen, und verbarg ihre glühenden Wangen an dem Knaben, mit dem sie sehr geschäftig zu schäckern anfing. Nun trieb ich sie endlich fort, weil die Suppe schon eine Weile auf dem Tische stand. Sie stand auf, und jetzt erst sah ich, wie sehr die Freude Leonoren erschüttert hatte. Sie schwankte, und Blum führte oder trug sie vielmehr aus dem Garten in den Speisesaal. Daß die Glücklichen wenig sprachen, und noch weniger aßen, kannst du denken. Ich mochte sie auch nicht viel stören; denn alle Gespräche, worein ich sie hätte verwickeln können, wären nicht so süß, so anziehend gewesen, als die Gefühle, in denen sie schwelgten. Jetzt sind sie in Leonorens Zimmer und spielen Clavier, schwatzen und singen. Mich brauchen sie nicht;

und ich benutze die Zeit, um dir alles das zu berichten, woran du sicher den wärmsten Antheil nimmst. Wär's denn nicht möglich, daß du diese Woche zurückkämest? Ferdinand bleibt acht Tage bey uns, und hätte wegen der Heirath und seines Etablissements nothwendig mit dir zu sprechen. Komm doch, lieber Carl, und genieße den Anblick zweyer unaussprechlich Glücklicher, der deinem schönen Herzen gewiß angenehm seyn wird!

Siebenzigster Brief.

Leonore von Brandner an Lisette Seefeld.

Weidenbach den 10. März 1799.

Ich bin wohl ein undankbares Geschöpf, daß ich meiner treuen, liebevollen Freundinn mein Glück so spät bekannt mache. Lisette, gute theure Seele! Ich bin glücklich, wir sind wieder vereinigt, und keine Macht der Welt soll uns mehr trennen! In vier Wochen, so bald nähmlich die nöthigsten Anstalten gemacht seyn werden, wird unsere Verbindung vollzogen, und deine Leonore, das kummervolle Mädchen, zum glücklichsten Weibe auf Erden werden. Blum war bey uns durch acht Tage. Gestern ist er wieder fort, und heute habe ich so viel Besinnung gesammelt, um dir alles zu schreiben. Zuweilen glaube ich noch, es sey nur ein Traum. O mein Gott! Wie oft habe ich mir den Winter

hindurch in einsamen Stunden solche Scenen, solche Möglichkeiten gedacht, wie alles gehen könnte und müßte, wenn ich auf dieser Welt noch ein Mahl recht glücklich werden sollte! Und jetzt ist's geschehen. Ich habe ihn wieder, er ist mein, auf ewig mein! Er zweifelt nicht mehr an mir, mein ganzes Herz liegt offen, wie in unserer Kindheit, vor ihm; es ist kein Gedanke, kein Wunsch darin, der nicht durch ihn, für ihn entstanden, und ihm ganz bekannt wäre. Wenn er an meiner Seite saß, wenn ich den Ton seiner Stimme hörte, seine Gedanken in seinen Augen las, o dann zweifelte ich nicht, daß ich wirklich glücklich sey! Aber in einsamen Stunden, und besonders jetzt, da er wieder fort ist, ist mir's, als könnte ich's nicht glauben, und ich habe mir schon ein paar Mahl ein lautes Lachen von meiner Schwester und meinem Schwager zugezogen, wenn ich sagte: ich fürchtete, ich hätte die acht Tage über nur geträumt. Doch ich schreibe so lange, und du hast noch nicht den Hergang der Sache erfahren. Ich will versuchen, dir so ordentlich zu erzählen, als ich kann. Vor vierzehn Tagen ungefähr bekam meine Schwester einen zweyten Brief. O Lisette! Welch ein

Brief! Er schrieb ihr, daß er nicht aufgehört hätte, mich zu lieben, daß er einsehe, er habe Unrecht gegen mich, daß er mich um Verzeihung und um die Erlaubniß bitten lasse, mich zu sehen. Lisette! Kannst du denken, kannst du mir nachfühlen, was ich denken und empfinden mußte, als meine Schwester mir den Brief gab? Ich war im eigentlichen Verstande außer mir; und nur das Zureden meiner Schwester brachte mich wieder zur Besinnung und zum Bewußtseyn meines Glückes. O Gott! Nach einem vollen Jahre der Trennung, nach so vielen Mißverständnissen, so vielen Schmerzen, so vielen Thränen mich auf einmahl wieder in die vorige Seligkeit zurückgesetzt zu sehen, das war mehr, als mein schwaches Herz tragen konnte! Ich mußte allein seyn, ich mußte durch Thränen und Gebeth der gepreßten Brust Luft machen. Von dem Augenblicke an erwartete ich Ferdinanden mit jeder Minute, jedes Geräusch zog mich an's Fenster, und brachte eine fieberhafte Erschütterung in mir hervor. Dennoch befand ich mich besser, als seit langer Zeit, und alle diese Stürme griffen mein sonst so schwaches Nervensystem nicht an. Ach, es waren ja Stürme der Freude! Indes-

sen vergingen vier, fünf, sechs schmerzlich lange Tage. Therese hatte sogleich den folgenden Tag geantwortet, durch eine Estaffette den Brief geschickt, und ihn gebethen, so bald als möglich zu kommen; aber mein ungeduldiges Herz glaubte, er würde die Antwort nicht abwarten, und dem Briefe gleich folgen. Ach, er war zartfühlender, bescheidener, als ich dachte. Er wagte es nicht zu kommen, bis er nicht die Erlaubniß hatte; und so verspätete sich seine Ankunft. Aber so manche Thräne, so manche Herzensangst mich diese Verzögerung kostete, so sehe ich doch jetzt ein, daß sie gut war. Lisette! Ich glaube, meine Freude wäre zu unmäßig gewesen, ich hätte mein Glück nicht verdient. Durch jene niederschlagenden Gefühle lernte ich mich mit Demuth und Zittern freuen, und nun wurde ich glücklich; denn meine Angst hat die Nemesis versöhnt. Am letzten Hornung — o der Tag wird mir unvergeßlich bleiben! — Es war ein ungemein schöner, lauer Frühlingstag, die Natur schien an meiner kommenden Freude Theil zu nehmen, und mich durch frohe Frühlingsgefühle darauf vorzubereiten, ich ging mit Theresen in den Garten. Ein warmer Hauch wehte über die Erde, die Grasspitzen drangen hervor,

die Schneeglöckchen und Zeitlosen öffneten sich dem Strahle der Sonne; alles schien von einem freudigen Vorgefühle des nahen Lenzes durchdrungen. Da wurde Therese abgerufen. Ich blieb auf einem Hügel stehen, von wo aus ich den Garten und den Hof übersehen konnte. Wie sie auf den Hof kam, flog die Thür des Speisesaals auf, und — er — er stürzte meiner Schwester in die Arme. Mir verging Himmel und Erde bey dem Anblick dieser Gestalt! Ich hatte ihn beym ersten Blicke erkannt, ich wollte ihm entgegengehen; aber meine Füße trugen mich nicht, ich mußte mich an dem Tische, der neben mir stand, halten. Jetzt sah ich ihn zum Garten herein und gerade auf mich zu eilen, er flog mehr, als er ging; ich schwankte ein paar Schritte vorwärts, da sank er mit dem Ausdrucke: Kannst du mir vergeben, Leonore? zu meinen Füßen nieder. Ich konnte nicht reden, meine Sinne schwanden; ich sank ohne Bewußtseyn an seine Brust. Als ich zu mir kam, fand ich mich auf dem Sopha in der Laube, meine Schwester um mich beschäftigt, und ihn zu meinen Füßen. Ich wollte ihn aufheben, aber ich mußte das Wort Verzeihung aussprechen, ehe er aufstand. Nun saßen wir beysammen, wir

hielten uns umschlungen, und hatten uns so viel zu sagen; aber keines vermochte ordentlich zu erzählen, und dennoch verstanden wir uns.

So ging es uns die ganzen acht Tage. Ich habe ihm noch eine Menge Dinge nicht gesagt, von denen ich so gern gesprochen hätte; und doch waren wir beständig beysammen, und schwatzten beständig ungestört mit einander. O meine Lisette! Was waren das für acht Tage! Sieh, wenn ich jetzt sterben müßte, so könnte ich doch sagen, daß ich Trotz allem, was ich ausgestanden habe, das glücklichste Geschöpf auf Erden war; denn ich habe durch acht Tage die Freuden des Himmels rein und ungestört genossen. Aber ich hoffe, ich werde leben, mit ihm, für ihn, durch ihn leben, und unaussprechlich glücklich seyn.

Es ist mir jetzt alles klar nach dem, was mir Ferdinand erzählt hat, und ich begreife deutlich den Zusammenhang aller Begebenheiten seit dem ersten Eintritte in euer Haus. Juliane, die bedauernswerthe Juliane hat ihn geliebt. Daher ihr glühender Haß gegen mich, ihr Bestreben, mich von ihm zu trennen, und zuletzt ihr verzweifelter Entschluß, dem Grafen ihre Hand zu geben. Wenn sie wüßte, wie herzlich ich ihr vergebe, wie manche Thräne des Mitleids ihrer

unglücklichen Leidenschaft geflossen ist, sie würde aufhören, mich zu hassen! Sollte einst ihr stolzes Herz sich gegen dich wieder in schwesterlichen Empfindungen öffnen, so vergilt ihr all ihr Leiden, allen Kummer, den sie dir und mir gemacht hat, mit Wohlwollen und Liebe. Ach, sie ist ja ohne dieß so unglücklich, daß wir nichts Heiligeres zu thun haben, als ihr schweres Loos zu erleichtern!

Ferdinand hat einen himmlischen Plan für unser künftiges Leben entworfen. Die Gegend hier herum gefällt ihm so sehr, und es war schon so lange sein Wunsch, auf dem Lande zu leben, daß er begierig diese Gelegenheit ergriffen hat, die sich ihm jetzt darbiethet, dieses Project sogleich auszuführen. Mein Schwager, der vor vier Tagen zurückgekommen ist, um unsere Freude zu theilen und zu erhöhen, hatte längst gewünscht, noch einen Compagnon zu haben, der ihm die Last seiner Geschäfte, die er nicht mehr allein bestreiten kann, zum Theil abnähme, und der zugleich durch eigenes Vermögen sich selbst, und den Schwager in Stand setzte, den Eisenhandel und noch verschiedene andere Geschäfte, die der Schwager sehr glücklich macht, im Großen zu treiben. Beydes findet er nun

an Blum. Dieser ist ganz entschlossen, alles Übrige aufzugeben, und sich mit Friedberg zu associiren. Durch einen glücklichen Zufall ist ein beträchtlicher Freyhof, eine Viertelstunde von hier, zu verkaufen. Dort wollen wir wohnen, und in dieser paradiesischen Gegend, im Schooße der Natur, im Arme der Liebe und Freundschaft sollen die künftigen Tage des glücklichen Lorchens verfließen. Blum ist jetzt in die Stadt zurück, um die nöthigen Anstalten zu treffen; und wenn wir verheirathet sind, wird er mich auf einige Wochen in die Stadt führen, um dich und deine edle Schwägerinn zu sehen, der ich so viel zu danken, und so viel abzubitten habe.

